

Amrei

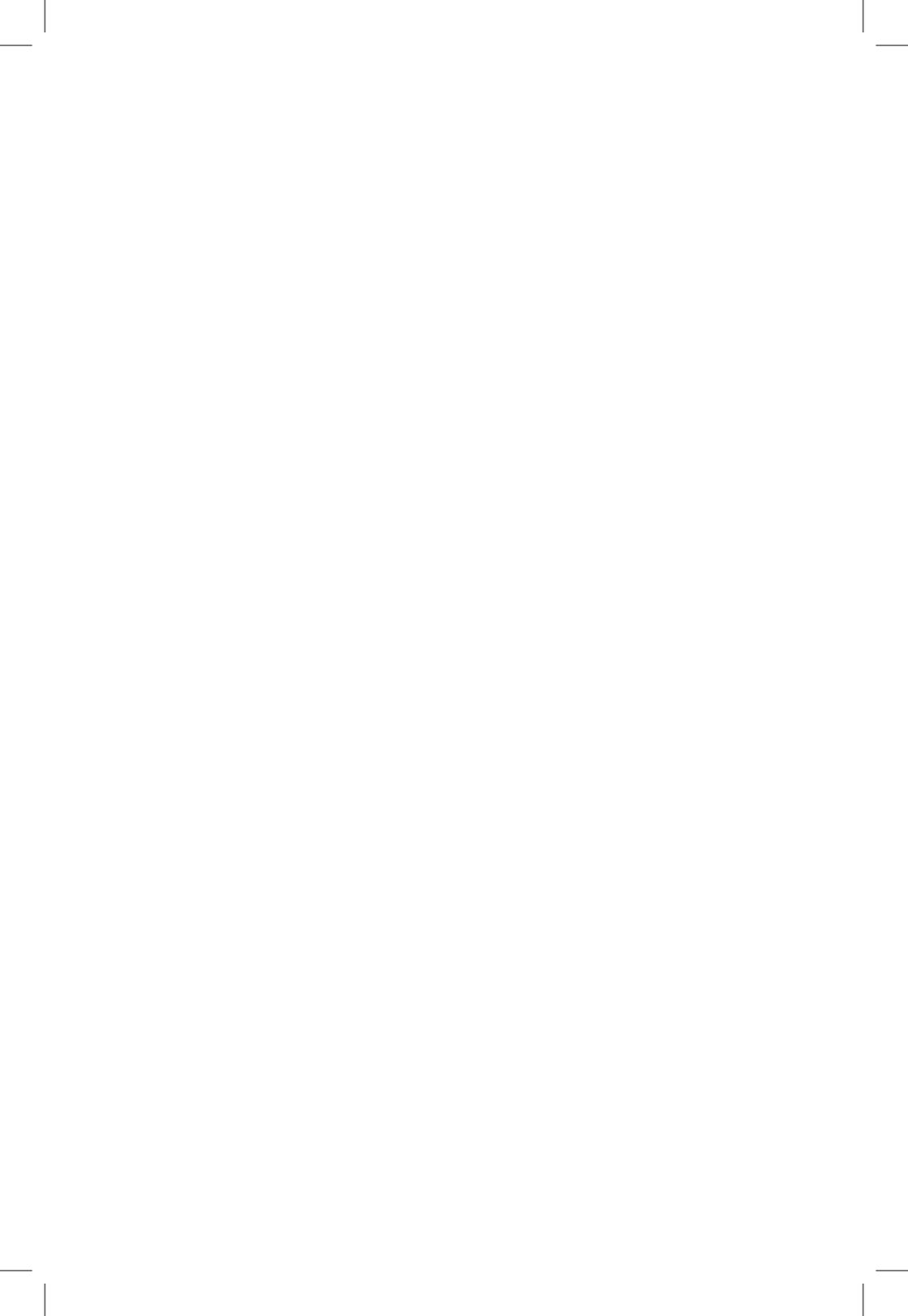


Eine Reise durch das Alpenmosaik Montafon



Ingrid Yasha Rösner







Ingrid Yasha Rösner

Amrei

Eine Reise durch das Alpenmosaik Montafon

Ein Roman

Herausgegeben von Montafon Tourismus GmbH

In Deinem Leben wirst Du abertausende Momente erleben. Egal, ob Du sie bewusst wahrnimmst oder an ihnen vorbeiwanderst, sie geschehen einfach: Diese Momente werden grünen Auen gleichen, Nebelfeldern, die sich wie ein großes Meer im Wind bewegen. Sie werden Dich an stille Seen erinnern, an steile Gipfel und bunte Himmel. Regentropfen werden Dir über das Gesicht rinnen – und Du wirst die Freiheit in jeder Zelle spüren. Momente, die Dir alles abverlangen und Dich manchmal auch atemlos zurücklassen. Doch dann zeichnet die Sonne wieder die Konturen der grauen Felsen scharf und malt die Weiden im Tal zu einem Garten Eden. Diese Zeiten fordern Dich auf, die Fülle und das Abenteuer zu leben. Manche Menschen brauchen dafür ein ganzes Leben, hier im Montafon ist es eine Reise.

Aus Ehnis Brief

1. Das Geschenk

Als Amrei an diesem Abend aus dem Fenster sah, wusste sie, dass etwas ganz anders war als sonst. Was immer es war, es ließ sich nicht mehr wegwischen, nicht mehr verbergen, nicht mehr zurückdrängen. Sie blickte auf das winterliche Schauspiel, das sich immer wieder anders präsentierte, obwohl sie es schon so oft beobachtet hatte. Die letzten Sonnenstrahlen hoben die verschneite Vandanser Steinwand mit dem steilen Zahn der Zimba rotgold in den blauen Abendhimmel, bevor sie endgültig in die dunkle Nacht abtauchte. Die Landschaft war in ihr klirrend weißes Gewand gehüllt, das alle Geräusche wie ein Sog verschluckte. Es war still. Vom Tal stieg kalter Dunst auf. In den Häusern gingen die ersten Lichter an und die Schornsteine malten ihre Rauchzeichen in die kalte Luft. Einsame Momente wie diese ließen die Erinnerung wieder wach werden. Sie tat weh. Doch Amrei war klar, dass ein Geheimnis in ihr verborgen lag, und sie wusste nicht, ob sie bereit dafür war. Gleichzeitig war die Sehnsucht danach so groß, dass sie sich wie ein Band um ihr Herz schnürte. Es wurde immer enger. Amrei wandte ihren Blick ab und ging hinüber in die Küche. Unter ihr knarzte der Boden der Wohnstube, als ob er von all den Menschen erzählen wollte, die vor ihr in diesem Haus gelebt, gearbeitet, am großen Holztisch gemeinsam Karten gespielt, gelacht und sich an kalten Winterabenden wie diesem am Kachelofen Geschichten erzählt hatten. Trotz all der Mühsal und Entbehrungen, das ein Leben als Bergbauernfamilie in früherer Zeit mit sich brachte, empfand sie ihres immer als zufrieden und genügsam. Sie stellte sich vor, wie ihre Ahnen schon längst vor dem Morgenerwachen auf den Beinen waren und den Ofen von der Küche aus schürten, um sich nach kalten Nächten etwas aufzuwärmen. Er war früher die einzige Wärmequelle im Haus. Dann trieben sie das Vieh auf die Weide, pflügten und bepflanzen die Felder, um genug Vorräte für den langen Winter zu haben. In dieser Zeit wirkte das Tal noch mehr wie eine eigene Welt, die ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten und Regeln hatte und nach denen man sich richten musste. Keiner stellte sie in Frage, denn die Natur gab sie vor, nicht die Menschen. Sie bestimmte deren Lebensrhythmus noch immer, trotz aller modernen Errungenschaften. Amrei dachte an die Gäste, mit denen sie bei ihrer Arbeit im Hotel ins Gespräch kam und die sich, abgesehen von allem Komfort, in einer Welt wie vor hundert Jahren fühlten. Sie genossen es, aus diesem ständigen Müssen und Umherspringen heraus zu sein. Einfach einen Schritt langsamer sein zu dürfen als anderswo. Amrei öffnete die Ofentür und legte behutsam ein paar trockene Scheite

in die knisternden Flammen, die sie zugleich neugierig umzüngelten. Als sie die Tür schloss, sah sie in der Spiegelung des Glases ihre Augen und ihre fülligen Wangen mit einem Meer aus Sommersprossen golden aufleuchten. Sie betrachtete sich einen Moment. Normalerweise wäre sie jetzt damit beschäftigt, die Küche sauber zu machen, ihre Kinder ins Bett zu bringen und ihnen mit müden Augen noch eine Geschichte vorzulesen. Doch dieses Wochenende war Thomas mit ihren beiden Gagna (*montafonerisch für Kinder*) und ihren Eltern zu Verwandten nach Tirol gefahren. Sie wollte nicht, nicht dieses Mal. Sie brauchte die Zeit für sich. Auf dem Herd kochte ein Topf mit Wasser. Sie verrieb ein paar Kräuter zwischen den Fingern, goss sich eine Tasse Tee auf und ging zurück in die Stube. Sie duftete nach wohligh-warmem Fichtenholz. Amreis Blick fiel auf die Ecke unter dem Kruzifix. Dort stand sie, die kleine Schatulle, deren Anblick ihr Herz schneller schlagen ließ und gleichzeitig das Band darum noch enger schnürte. Heute waren es genau vier Monate. Kein Tag verging, an dem sie nicht an die Holzkiste und ihren Inhalt dachte. Ihr Ehni, der Großvater, hatte sie ihr geschenkt, einen Abend, bevor er auf der Bank vor dem Haus einfach eingeschlafen war, aber nicht mehr erwachte. Als ob er es gewusst hätte, dass der morgige Tag sein letzter sein würde. Amrei hatte ihn dort gefunden. Sie hatte sich gewundert, dass er nicht zum Abendbrot hereinkam, als sie ihn gerufen hatte. Sie hatte ihn mit der Hand ein bisschen gerüttelt, da bemerkte sie, dass er nicht reagierte. Und obwohl er so friedlich gelegen war, wirklich so, als ob er nur eingeknickt wäre, bekam sie die Bilder nicht aus ihrem Kopf. Er war für sie nicht nur einfach ein Großvater gewesen. An ihm hatte sie sich orientieren können. Er war ein Kompass für sie, der immer gewusst hatte, welche Richtung jetzt die beste war, um wieder den rechten Weg zu finden. Er war für sie da gewesen, als sie sich bei einer Mutprobe unter Freunden ihre Narbe oberhalb der linken Augenbraue geholt hatte. Er hatte nichts gesagt, wenn sie als junges Mädchen zu spät vom Tanz unten im Dorf nach Hause gekommen war, und sie getröstet, als sie das erste Mal Liebeskummer hatte. Ihr Ehni war ihr bester Freund gewesen. Für andere mag das vielleicht befremdlich erscheinen. Aber für Amrei war es einfach so. Sie vermisste ihn. Jeden Tag. Niemand kannte sie so gut wie er. Manchmal hatte sie sogar das Gefühl, er wusste mehr von ihr als sie von sich selbst.

„Hier, das ist für Dich, mein Kind“, hatte Ehni an jenem Abend gesagt und ihr eine kleine Schatulle aus Holz überreicht. „Da ist ein Stück Erinnerung an Dich und mich drin. Ich wollte es Dir schon lange geben.“

Es ist etwas Wertvolles, für mich jedenfalls. Es entsteht und vergeht im gleichen Moment. Doch hinterlässt es eine Spur und ein Gefühl von Heimat. Aber das wirst Du schon selbst herausfinden, wenn Du es betrachtest.“ Dabei hatte er sie mit einer Mischung aus Neugier und Zufriedenheit angesehen. Sie hatte sein Gesicht genau vor Augen: seine wettergegerbte Haut, seinen verschwitzten Blick. Sein weißer Bart war weich und gepflegt, seine großen Hände rau und rissig, doch zugleich warm und angenehm. Sie erzählten von all der Arbeit als Bergbauer. Davon, wie oft er mit der Sense steile Hänge mähte, mit dem Hammer Pfähle für die Weidezäune in die Erde schlug, Ställe ausmistete, das Vieh molk und aus der Milch Käse machte. Wenn es Abend wurde, kam er zurück ins Haus und hängte seinen blauen Arbeitsmantel und seinen dunklen Filzhut immer an den linken Haken an der Garderobe. Nie wirkte er müde oder erschöpft, er war einfach zufrieden mit den Tagen, wie sie kamen und gingen, meistens zumindest. Nur ab und an war er von einem auf den anderen Moment verschlossen, so als ob plötzlich eine alte, unguete Erinnerung über ihn hereinbrach. Dann war sein Blick starr und niemand konnte ihn erreichen. Amrei Eltern hatten gesagt, sie solle ihn dann einfach in Ruhe lassen, aber ihr hatte dieser Zustand Angst gemacht, auch wenn er nie lange dauerte. An guten Tagen hatte Ehni nämlich weder nach vorn noch zurückgeblickt, er war einfach im Hier und Jetzt. Es waren die von vielen, meist wenig beachteten Dinge, in denen er die Weisheit des Lebens gespürt hatte. Wenn er über die Vögel gesprochen hatte, die im Winter in den Süden zogen, über Kirschbäume, die im Frühjahr blühten, oder über Wetterstimmungen, hatte Amrei seinen Worten gelauscht. Sie waren wie Musik für sie, denn sie hatten einen großen Raum geöffnet, in dem alles miteinander verwoben erschien und irgendwie Sinn ergab.

2. Das Rätsel

Da stand sie nun, die Kiste mit seinem Geschenk. Amrei hatte so viel Respekt davor, sie zu öffnen, dass sich selbst ihre sonst so kindliche Neugier scheu verkroch. „Vor was hon i nu so viel Fädera?“, fragte sie sich still. Wenn, dann doch jetzt, wenn sie allein war und niemand sie dabei stören konnte. Sie ging hinüber zur Bank und hob die Schatulle aus dem Eck. Innen rollte etwas zur Seite. Die Lampe über dem Tisch flackerte, als ob ein Windhauch sie aus der Ruhe gebracht hätte. Das Licht ließ die Muster tanzen, die kunstvoll ins Holz eingelassen waren. Ihre Hände strichen über die Schieferplatte und sie stellte die Kiste achtsam darauf

ab. Sie atmete tief ein und hielt die Luft an. Vorsichtig hob sie den Deckel an und legte ihn beiseite. Ihr Herz klopfte. Sie schaute in die Schatulle. „An Ste? Warum hinterlässt Ehni mir einen Stein? Hier ist doch alles voll davon. Das Montafon ist quasi in Stein gemeißelt“, wunderte sich Amrei. Sie hob den kleinen Stein aus der Kiste und drehte ihn hin und her. Er schien nichts Besonderes zu sein, grau und unscheinbar sah er aus, doch in kleiner Schrift stand die Nummer 295 darauf. In der Kiste lag zudem ein Zettel in wunderschön geschwungener Schreibschrift. Sie strich über die Worte und erinnerte sich, wie Ehni ihr einmal von Frau Buner erzählt hatte. Die betagte Lehrerin mit ihrem streng gebundenen Dutt am Hinterkopf hatte ihn in der Volksschule so lange Buchstaben malen lassen, bis seine Schrift ein wohlwollendes Bild ergeben hatte. Schönschreiben galt damals als eine Art Wertschätzung gegenüber anderen. Ehni hatte die Volksschule acht Jahre lang besucht und danach, mit gerade mal vierzehn Jahren, brauchten ihn seine Eltern als Arbeitskraft ganz auf dem Hof. Ab und an hatte er davon geträumt, ein Künstler zu sein und Bilder zu malen, aber er hatte gewusst, dass seine Familie ihn niemals auf eine Kunstschule geschickt hätte, auch weil sie es sich nicht hätte leisten können. Doch seine Worte hatten Bilder gemalt. Sie schienen einem für einen kurzen Moment einen Einblick in eine andere Welt zu geben. Er hatte nie viel geredet, aber das, was er sagte, hatte Gehalt. Seine Worte waren immer bestechend klar gewesen. Seine Mimik hatte Bände gesprochen: Wie er seine Mundwinkel verziehen konnte, wenn ihm etwas nicht gefiel; sein Kopfnicken, mit dem er seine Worte unterstrich; sein Augenzwinkern, mit dem Amrei und er Geheimnisse geteilt hatten.

Auf dem Zettel standen nur zwei Sätze:

„Abermillionen Jahre Geschichte hat dieser Stein gespeichert. Es wird Zeit, Deine eigene zu entdecken.“

Dieser Satz traf Amrei mitten ins Herz. Sie wusste nicht warum. Vor ihr lagen ein kleiner grauer Stein und eine Notiz. Aber Ehni hatte seine Worte ganz bewusst gewählt, das war ihr vollkommen klar. „Meine Geschichte?“ Sie seufzte. „Die ist doch in drei Sätzen erzählt. Ich bin Amrei, 36 Jahre alt und verheiratet. Mit meinem Mann und unseren zwei Kindern lebe ich im Montafon. Ich arbeite vormittags im Hotel, helfe sonst auf dem Hof mit und gehe ab und an gerne singen und tanzen. Das wär’s“, murmelte Amrei leise vor sich hin. Doch es lag noch etwas unter der Notiz. Ein Brief. Amrei schluckte.

„Den erst öffnen, wenn Du nicht mehr weiterweißt.“

Die Lampe über dem Tisch flackerte noch schneller. Dann erlosch sie. Genau jetzt. „Herrgötztack“, fluchte Amrei, „war ja klar, dass das jetzt passieren muss.“ Doch sie wusste, dieser Moment war nicht der richtige, um Ehnis Brief zu öffnen, auch wenn sie sich aufgewühlt und erschöpft, wie sie war, danach fühlte, um Halt zu finden. Aus dem Ofenspalt lugte die rote Glut in das dunkle Zimmer. Amrei tapste über den knarrenden Boden zurück in die Küche, um eine Kerze zu holen. Zurück am Fenster wischte sie mit der Fingerspitze ein Loch in das angelaufene Fenster. Sie sah die Flocken draußen heftig stoben und hörte den Wind an den Läden rütteln. Das Wetter hatte umgeschlagen.

3. Das Bekenntnis

Licht und Schatten prägte im Langsa (*montafonerisch für Frühling*) das Tal. Die zwei Seiten links und rechts der Flüsse Ill und Suggadin wirkten wie verschiedene Welten. Auf der linken Talseite leckte die Sonne die letzten Schneesreste viel schneller auf als auf der anderen. Langsam ließ das schmelzende Wasser die Wildbäche wieder mächtig anschwellen. Sie rauschten von den Bergen hinunter und tosten durch ihr Bett hinab ins enge Tal. Gleichzeitig erwachte das beschauliche, aber quirlige Leben wieder in den Dörfern, das sich im Winter zu einem längeren Schlaf in die Holzhäuser zurückgezogen hatte. Amrei liebte die ersten Zeichen des Frühlings ringsherum: Krokusse, die sich durch die letzten Schneefetzen der Sonne entgegen reckten; Wiesen, die sich langsam ihr üppig grünes Gewand anzogen; die frechen Bergdohlen, die wieder in höhere Lagen zurückkehrten, und die vielen anderen Vögel, deren Stimmen sie alle unterscheiden konnte. Ihr Ehni hatte sie so gut nachmachen können, sodass sie schon als kleines Mädchen den Gesang einer Amsel von einem Rotkehlchen unterscheiden konnte.

Amrei deckte gerade den Tisch ein, als auf der Terrasse vor dem Haus ein Rabe ans Fenster klopfte. Das tat er schon seit Jahren. Sie öffnete es und warf ihm ein paar kleine Apfelstücke zu. Er drehte den Kopf hin und her und sah sie fragend an. „Dein Freund kommt nicht mehr, weißt Du“, flüsterte sie ihm zu und hatte Tränen in den Augen.

„Ich werde im Sommer zwei Wochen Pause machen, ganz allein.“ Amrei holte tief Luft und piff beim Ausatmen leise durch ihre Lippen. Sie sah in die verdutzten Gesichter ihrer Familie. Lange hatte sie auf eine Gelegenheit gewartet, es Thomas und ihren Eltern zu sagen. Sie hatte Gedanken sortiert und Sätze geübt, wie sie es ihnen beibringen könnte, dass sie mitten in der Saison auf Wanderschaft gehen wollte. Schon ein paar

Mal hatte sie angesetzt, sich aber dann im letzten Moment auf die Zunge gebissen. Jetzt kam es beim Mittagessen einfach aus ihr heraus, als ob ihr jemand einen Schubs von hinten gegeben hätte. Die kleine Narbe über ihrer Augenbraue juckte.

Ihre Eltern ließen die Gabel sinken und Thomas schaute sie stirnrunzelnd an. „Was? Was willst Du machen?“

„Ich nehme eine ... Auszeit in den Bergen“, sagte Amrei stockend.

„Wandern gehst Du? Auszeit? ... Du scharwenkelst mitten im Sommer herum?“, sagte Thomas und in seiner Stimme war sein Unmut deutlich zu hören. „Wer hat Dir denn den Floh ins Ohr gesetzt?“

Die Stimmung in der Stube war angespannt. Jedes Wort schien dumpf in der Luft zu hängen. Sie wusste, was es für ihre Familie bedeutete: zwei Hände weniger. Damit lastete noch mehr auf ihren Schultern. Das Heu musste geerntet, die Ferienwohnung geputzt, das Haus gepflegt werden. Die Liste ließe sich unendlich fortsetzen.

„Und die Kinder? Wer soll sich um Minna und Laurin kümmern? Und was ist mit Deiner Arbeit im Hotel? Du kannst doch nicht einfach alles stehen und liegen lassen, um draußen spazieren zu gehen. Du bist doch sonst nicht die große Wanderin. Bei uns hätt's so was nicht gegeben“, schlossen ihre Eltern und schüttelten ihre Köpfe.

Amrei drehte den Kopf betroffen zur Seite, sie fühlte den Druck in ihrer Brust. Sie hatte es geahnt. Wie sollten sie das auch verstehen, sie wusste ja selbst nicht so genau, warum sie unbedingt losziehen wollte. Seit dem Öffnen der Schatulle waren zwei Monate vergangen, in denen sie viel nachgedacht hatte. Über Ehnis Worte, über ihr Leben, über ihre Geschichte. Sie schien aber nicht wirklich zu einer Erkenntnis zu gelangen. Etwas zog sie einfach weg aus der Enge des Tals, aus ihrem gewohnten Umkreis, irgendwie aus allem. Sie musste raus, Weite atmen, egal was die anderen davon hielten.

Wie viele andere Montafoner hatte Amrei zwei Jobs. Seit sie sechzehn war, arbeitete sie an der Rezeption eines großen Hotels, abends und am Wochenende half sie in der Landwirtschaft ihrer Eltern mit so oft es ging. Seit der Geburt ihrer Kinder war sie vormittags auf der Arbeit und kümmerte sich davor und danach zusammen mit der Familie um den Hof und die Kinder. Einerseits war sie stolz darauf, wie sie alles unter einen Hut bekam, andererseits aber fühlte sie eine Leere, sie schien etwas zu vermissen. Bislang hatte sie keine Zeit gehabt, nachzuforschen, was es genau war. Doch die Tage, an denen sie nur funktionierte, wurden mehr. Wahrscheinlich unterschied sich ihr Leben dann gar nicht so sehr von vielen Frauen und Männern, die in der Stadt lebten und zwischen

zwei Welten hin und her pendelten, immer darauf bedacht, Job und Familie gleichzeitig gerecht zu werden. Immer stark zu sein und so zu tun, als ob es ganz normal war, keine Zeit zu haben. Zeit für was? Eigentlich war ja alles in Ordnung, sie sehnte sich auch nicht an einen anderen Ort, obwohl sie außer ein paar Urlaube in Italien und einem Schulausflug nach England noch nicht so viel von der Welt gesehen hatte. Trotzdem hatte sie den Eindruck, schon einiges von ihr zu kennen. All die Gäste, die aus allen Herren Ländern ins Hotel kamen. Mit der Zeit hatte sie während ihrer Arbeit deren Eigenarten erforscht und bestimmte Muster und Gepflogenheiten festgestellt. Wie ein Abdruck, den die Menschen mit ihrer Geburt in einem bestimmten Land mit in die Wiege gelegt bekommen. „Oder prägt sie erst ihr Umfeld so?“, fragte sich Amrei oft und überlegte, ob die Montafoner auch so einen Abdruck hatten und ob man sie von anderen Österreichern auch ohne ihren alemannischen Dialekt sofort als solche erkennen würde. Bei diesem Gedanken musste sie innerlich schmunzeln. Wenn sie an die Gäste aus dem eigenen Land dachte, konnte sie allein an der Art und Weise ganz klar den Unterschied zwischen einem Wiener und einem Kärntner erkennen. Aber was war mit den Leuten hier im Tal? „So an Ägagrind“, pflegte Ehni zu sagen, wenn er dem Bürgermeister unten mal wieder einen Vorschlag gemacht hatte, um etwas im Dorf zu verändern, und dieser sich keinen Zentimeter bewegen wollte. Montafoner können so unglaublich stur sein. Wenn jemand nicht will, will er halt nicht, dachte sich Amrei und das bekam sie jetzt, wo sie gesetzte und gewohnte Pfade für nur zwei Wochen verlassen wollte, deutlich zu spüren.

Die ersten Tage nach ihrer Ankündigung sprachen sie und ihre Familie nicht viel miteinander. Thomas und ihre Eltern gingen fest davon aus, dass Amrei ihre Pläne sicher nicht in die Tat umsetzen würde, eine Spinnerei, die man getrost aussitzen konnte. Auch ihr Chef zeigte sich wenig verständlich, als sie um Urlaub im August bat. „Gespinnerte Flusen“, meinte er kopfschüttelnd und nahm die Sache nicht wirklich ernst. Sie sollten sich alle täuschen.

4. Der Plan

„Das macht genau 380 Euro“, sagte der Verkäufer im Sportgeschäft mit einem freundlichen Lächeln. Amrei schluckte. Für sie war das viel Geld für ein Paar neue Wanderschuhe, Steigeisen und eine zweite Wanderhose. Dabei hatte sie weitere Empfehlungen des Verkäufers wie Funktionswäsche aus Merinowolle, einen Tourenrucksack, eine Fleecejacke sowie

Stirnlampe und Verbandszeug ignoriert, als sie ihm von ihrem Vorhaben berichtete. „Früher waren die Leute ja auch ohne so viel Glompat unterwegs und haben es überlebt“, dachte sich Amrei. Eine Art Genügsamkeit, die Montafonern zu eigen war. Mit einer großen Tüte in der Hand verließ sie das Geschäft und fuhr nach Hause. In zwei Wochen würde ihre Reise losgehen und trotz aller Vorbereitungen erschien ihr das Vorhaben immer noch unwirklich. Sie hatte sich eine Packliste gemacht mit allem, was sie für notwendig hielt. Von ihren Wanderschuhen, die sie bislang nur zum Arbeiten und bei gelegentlichen Sonntagsausflügen getragen hatte, löste sich die Sohle. Sie hatten ein historisches Schuhalter von zwanzig Jahren erreicht. Steigeisen brauchte sie vielleicht, denn in der Silvretta konnte es auch im Sommer zu plötzlichen Temperaturstürzen und Schneefall kommen. Alles andere würde sie daheim zusammentragen. Amrei mochte es nicht gerne, andere um Rat zu fragen, außerdem wollte sie nicht, dass im Dorf ein großer Klatsch die Runde machte. Deshalb recherchierte sie im Internet auf Backpacker-Blogs und entschied sich, die Schnittmenge aus allen empfohlenen Ausrüstungsgegenständen mitzunehmen.

Sie stieg die steile Treppe zum Keller hinunter. Als sie die schwere Holztür öffnete, strömte ihr ein kühler Luftzug entgegen. Zwischen Gläsern von eingemachten Zwetschgen und Birnen, Kartoffelkisten und Kartons voller Kinderspiele suchte sie nach einem großen Rucksack. Sie fand einen grauen aus Stoff. Er sah abgewetzt aus, die Lederriemen waren porös. Neben dem Regal lehnte ein verstaubter Wanderstock, in den Ehnis Initialen und ein Enzian geschnitzt waren. Sie begutachtete die Fundstücke und trug sie hoch in Großvaters Kammer im ersten Stock des Hauses. Hier hatte sie alles für ihre Reise auf dem mit einem Laken bedeckten Bett ausgebreitet, auch Ehnis verschlossener Brief und der kleine graue Stein lagen dort. Keiner in der Familie wollte sein Zimmer ausräumen. So schien es, als würde er bald wiederkehren. Auf dem kleinen Holzstuhl hing sein dicker Wollpullover. Sie legte ihn zu den anderen Sachen. „Puh ... ganz schön viel. Ob das alles in den Rucksack passt?“ Amrei hakte Stück für Stück auf der Liste ab. Die Tür öffnete sich einen Spalt und ein blonder Wuschelkopf lugte hinein. „Was machst Du da, Mama?“ Minna blickte sie mit ihren großen Augen an.

„Ich packe für meine Reise. Du weißt doch ... Ich werde einmal ganz um das Montafon herumwandern. Und nach ein paar Tagen bin ich schon wieder da.“ Sie strich Minna über ihre blonden Locken.

„Wie lange?“

„So ... zehn Tage.“

„Ganz genau zehn Tage?“

„Nicht ganz, ganz genau. Wenn es richtig fest regnet, muss ich vielleicht mal drinnen in einer Hütte warten, bis die Sonne wieder scheint.“

„Kannst Du mich nicht doch mitnehmen?“ Minna sah sie mit bettelndem Blick an.

„Nein, das geht nicht, meine Kleine. Das wird anstrengend werden, so viel zu wandern. Dann sind die Füße schwer wie Blei und wollen nicht mehr weitergehen. Und wie kämen wir beide dann wieder runter ins Tal?“, erklärte Amrei und setzte sich zu Minna aufs Bett, die sich neben den Packstücken ein Plätzchen gesucht hatte.

„Das ist blöd!“ Minna legte ihren Kopf seitlich und verzog ihren Mund zu einer kleinen Schnute. Amrei nahm sie in ihre Arme und drückte sie an sich. „Wenn ich wieder da bin, machen wir einen richtigen Mädeltag, okay? Dann laufen wir den Muntafuner Gaglaweg zusammen, essen ein Stück Kuchen und trinken heißen Kakao mit Sahne. Einverstanden?“

Minnas Miene hellte sich ein bisschen auf. Schließlich nickte sie und ihre wilden Locken wippten ein Ja. Zusammen stiegen sie die Treppe hinunter in die Küche und Amrei fettete die Lederriemen des Rucksacks mit Leinöl ein, um sie wieder geschmeidig zu machen.

5. Der Anruf

„Hey, servus Schwesterherz! Na, schon in Aufbruchsstimmung?“

Magdalena war am Telefon, ihre jüngere Schwester.

„Na ... nein, eigentlich nicht“, räusperte sich Amrei.

„Versteh ich nicht. Was heißt eigentlich nicht? Hör mal, Du hast eine super Tour vor Dir. Ein bisschen mehr Begeisterung bitte!“

„Ach, komm. Ich glaub, das ist echt ein Blödsinn, was ich mir da vorgenommen habe. Ich schaff das nicht. Schon allein die Packerei ... Was muss mit? Was bleibt da? Ich bin total überfordert.“

„Es ist besser, etwas unvollkommen anzupacken, als perfekt zu zögern, hat schon Thomas Edison gesagt. Endlich hast Du mal was Aufregendes in Deinem Leben vor und jetzt willst Du aufgeben. Untersteh Dich!“, versuchte sie Amrei aufzuheitern.

Amrei fühlte sich getroffen. Sie wusste, dass ihre Schwester es alles andere als böse meinte, und vielleicht hatte sie ja sogar ein bisschen recht. Ihr wurde einmal mehr bewusst, wie unterschiedlich sie beide waren. Sie liebte sie über alles. Obwohl sie drei Jahre jünger war, schenkte ihr Magdalena mit ihrer lockeren, selbstbewussten Art oft einen anderen Blick auf die Dinge. Sie war nicht nur ihre Schwester, sondern

eine Vertraute, eine Freundin, mit der man alles Mögliche erleben konnte. Sie überlegte und brütete nicht über Probleme, sie machte einfach. Statt zu leiden, genoss sie das Leben. Dafür brauchte sie ständig frischen Wind, Aktion hier und da. Es war ihr klar gewesen, dass Magdalena dem Montafon irgendwann erneut den Rücken kehren würde. So war sie vor Kurzem zusammen mit ihrem Mann und ihrer kleinen Tochter nach Bregenz gezogen, weil sie mit gerade mal 33 Jahren den Job als Direktorin für das dortige Kunsthaus ergattert hatte. Ein bisschen Seeluft, viel Kultur, das war genau das Richtige für sie. Sie hatte immer ihren Kopf durchgesetzt, eigenwillig wie Montafoner sein konnten, ließ sie sich nichts ausreden. Sie ging einfach ihren Weg. Amrei erinnerte sich noch genau an den Moment, als Magdalena ihren Eltern verkündet hatte, in Wien Kunstgeschichte zu studieren. Ehni war begeistert gewesen und vielleicht hatte er darin seine eigenen Träume aufflammen sehen. Doch ihre Eltern waren entsetzt, vor allem als es darum ging, wer das Studium bezahlen sollte. So liebevoll und sorgsam sie mit ihnen beiden als Kinder umgegangen waren, steckten sie in ihren eigenen Mustern fest. Wie eine zweite Haut, aus der sie nur ab und an rausschlüpfen konnten. Als erste Nachkriegsgeneration hatten sie es ihren eigenen Eltern abgeschaut, wie man ein Leben zu meistern hatte. So war es ihnen in Fleisch und Blut übergegangen, fleißig und sparsam zu sein. In den 1950er Jahren war das Montafon noch ein bescheidenes Tal im Süden von Vorarlberg. Nur langsam erschlossen sich damals neue Einkommensquellen neben der Landwirtschaft und der Nutzung der Wasserkraft. Erst jetzt, mit ihren über sechzig Jahren, gönnten sie sich auch mal ein bisschen Urlaub, zumindest im eigenen Land. Damals hatten sie Magdalena auf jeden Fall unterschätzt. Sie jobbte in Bars und Cafés, um ihr Studium selbst zu finanzieren, und zog ihr Ding durch. Sie war zu stolz, andere um Hilfe zu bitten, das hatten sie wohl gemein. Nach dem Studium hüpfte sie über den Atlantik und arbeitete zuerst in New York, dann in London. Vor drei Jahren kam sie zurück ins Montafon, weil sie wieder näher bei ihnen und ihren Freunden sein wollte. Dann lernte sie Michael kennen, den sie nur knapp ein Jahr später heiratete. Doch sie empfand das Tal als einengend. Oft sprach Magdalena vom Tunnelblick, den sie hier nach kurzer Zeit bekam, und es klang aus ihrem Mund wie eine ansteckende Krankheit, vor der man sich hüten musste. Für Amrei war das Tal alles andere als das. Sie fühlte sich hier sicher und geborgen. Sie war viel leiser, schüchterner und angepasster als ihre Schwester, wenn sie ehrlich zu sich war. Doch ihre Gegensätze störten sie nicht, im Gegenteil, sie fühlten sich beide tief miteinander verbunden, wie ein linkes und rechtes Bein, die

oben von der Hüfte zusammengehalten und ausbalanciert wurden, um gemeinsam laufen zu können. Sie lachten über die gleichen Dinge und verabscheuten Ungerechtigkeiten. Magdalena hatte deshalb gerade ein Kunstprojekt initiiert, in dem Kinder aus sozial benachteiligten Familien jeden Monat von einem anderen Künstler lernen und ihre eigenen Ideen umsetzen durften. Die Aktion wurde bald zu einem Vorzeigeprojekt für die Überwindung sozialer Grenzen. Typisch für ihre Schwester, sie machte einfach, was sie für gut hielt.

„Hallo? ... Hallo?“ kam es aus dem Hörer. „Noch jemand da?“
„Entschuldige, ich bin grad woanders gewesen“, sagte Amrei geistesabwesend.
„Erde an Amrei, Erde an Amrei. Möchtest Du mit mir Sterne pflücken gehen?“
„Bitte was?“
„Über was brütet denn meine Schwester?“
„Es ist wegen Minna und Laurin ... Ich hab ein total schlechtes Gewissen. Ich kann sie doch nicht im Stich lassen.“
Ihre Schwester seufzte am anderen Ende. „Wie kommst Du darauf, dass Du sie im Stich lässt? Haben sie nur Dich zu Hause, oder wie?“
„Ach, Du kennst mich doch. Was ist, wenn irgendwas mit den beiden ist und ich nicht da bin? Familie ist mir halt heilig.“
„Ah, und mir etwa nicht?“, sagte Magdalena und klang leicht genervt.
„Sind ja keine Kleinkinder mehr. Mit elf und neun Jahren verstehen sie sicher schon etwas von Lebensträumen. Außerdem ist doch Thomas da und Mama und Papa.“
„Weiß nicht, ob die Tour mein Lebenstraum ist, hoffentlich wird sie kein Albtraum. Thomas ... wir haben uns ziemlich gestritten“, sagte Amrei leise und spürte, wie sich ihr Magen verkrampfte.
„Was ist denn mit ihm? Hat er’s immer noch nicht geschluckt?“
„Nein, nicht so richtig ... ach, gar nicht. Ich glaube, ich würde einfach mal gerne einen Tag in Deinen Körper schlüpfen, damit ich so denken und fühlen kann wie Du“, antwortete Amrei. „Dann würden mir vielleicht bessere Antworten einfallen.“
„Ach, Schmarra. Komm ... mach es doch jetzt einfach mal. Wenn es nichts ist, dann kannst Du ja immer noch abbrechen. Geh’s an, sonst läufst Du vor Deiner Rente nicht mehr los.“

6. Der Streit

Thomas. Mit offenen Augen lag Amrei im Bett und beobachtete, wie sich sein Brustkorb ruhig hob und senkte. Er schlief ganz fest. Draußen war es stockduster. Es war die letzte Nacht vor ihrem Aufbruch. Die Zeit bis dahin war schneller vergangen, als ihr lieb war. Gerne hätte sie mehr erledigt, mehr vorbereitet, mehr darüber nachgedacht, warum sie eigentlich losziehen wollte. Außerdem war sie nicht sicher, ob sie alles Notwendige eingepackt hatte. Immerhin trug sie für fast zwei Wochen mehr oder weniger das, was sie zum Leben brauchte, auf dem Rücken. Gestern Abend hatte sie sich mit Thomas heftig gestritten. Seitdem sie ihrer Familie von dem Vorhaben erzählt hatte, schwieg er hartnäckig, wenn sie davon sprach, und das machte es unmöglich, einen Plan für die zwei Wochen zu machen, in denen sie nicht da sein würde. Er hörte ihr zwar zu, aber er kommentierte ihre Sätze nicht. Deshalb hatte sie ihm eine Liste geschrieben, was alles zu erledigen war. Es war keine Ewigkeit, doch offensichtlich erschien es ihm so. Sie hätte sich gewünscht, dass er sie nur einmal gefragt hätte, ob er etwas für sie tun könnte, oder ihr gar Mut für ihren Plan machte. Sie vermisse seine sonst so gelassene Art, die ihr in den ersten Jahren ihrer Ehe immer das Gefühl von Sicherheit und Zuversicht gegeben hatte. Doch schon vor ihrer Ankündigung wirkte er oft angespannt und verschlossener. Amrei hatte keine Ahnung, was in ihm vorging. Als er gestern den vollgepackten Rucksack im Flur stehen sah, platzte es alles aus ihm heraus.

„Oh, meine Frau ist zum Aufbruch bereit. Wie schön!“

„Was soll ich darauf antworten, Thomas?“ Amrei schluckte ihre Betroffenheit hinunter. „Ja, die Sachen sind gepackt.“

„Du bist so unglaublich stur. Oder soll ich besser sagen egoistisch?“ wettete er.

Immer wenn Amrei mit ihm stritt, war sie wie versteinert, so als ob man ihr achtzig Prozent ihres Wortschatzes geraubt hätte und sie deshalb nicht mehr das sagen konnte, was sie eigentlich wollte.

„Machst Deine Pläne auf Kosten aller anderen, hm? Feiner Zug von Dir, Amrei.“

„Wann hab ich denn mal nur was für mich gemacht?“ Tränen rannen Amrei übers Gesicht. „Immer bin ich für Euch da. Rund um die Uhr, egal wer was von mir braucht.“

„Und ich etwa nicht?“ Thomas rutschte eine Haarsträhne ins Gesicht, seine Augen flackerten wütend.

Er warf ihr vor, ihn, die Kinder und ihre Eltern im Stich zu lassen. Damit

traf er genau in ihre empfindliche Kerbe. Sie hatte oft mit Minna und Laurin über ihre Tour geredet und ihnen versichert, dass sie jederzeit umkehren würde, wenn die beiden sie brauchen würden. Doch ihr war auch bewusst, dass sie an vielen Tagen in den Bergen abgeschieden sein und keinen Handyempfang haben würde. Sie hatte ihnen einen Plan ihrer Laufroute gezeichnet, in dem auch vermerkt war, wann sie telefonisch auf welcher Hütte erreichbar sein würde. Doch alles war eben nur ungefähr. Sie konnte nicht wissen, ob sie ihren Plan einhalten konnte, und das war genau das, was sie so unsicher machte. Es war eine Reise ins Ungewisse – im Außen, weil sie nicht wusste, ob sie mit ihrer derzeitigen Kondition und wenig Erfahrung eine solche Tour schaffen würde, aber auch im Innern, weil sie den Konflikt in sich spürte. Sie hatte ein ungu-tes Gefühl in der Magengrube. Im Streit hatte sie Thomas einen sturen Bock genannt und war nach oben ins Schlafzimmer gerannt. Sie war wütend, auch jetzt noch. Und dass er jetzt seelenruhig schlief, brachte sie um so mehr auf. Immer wieder kreisten die gleichen Gedanken in ihrem Kopf: Make ich das Richtige? Sollte ich es besser sein lassen? Warum tue ich das überhaupt?

7. Der Aufstieg

Dumpf verhalte im Nebel das Stundenläuten der Kirchenglocke. Seine dichten Schwaden verschluckten Berge, Wiesen und Häuser. Amrei stieg nach Bartholomäberg auf. Der Ort lag hoch oben über dem Tal und war der sonnenreichste im gesamten Montafon. Doch mehr als ein bisschen Grün und ein Stück Weg konnte sie nicht sehen. Das Wetter war ihr Spiegel. Sie wusste nicht, was vor ihr lag. Auch sie fühlte sich ein Stück weit verschluckt von ihrem Leben. Selbst der Frigawald, den sie aus ihrer Kindheit gut kannte, erschien bei diesem Wetter wie ein großes, rätselhaftes Geheimnis. Sie hatte erst vor Kurzem gelesen, wie hier bei Ausgrabungen eine bronzezeitliche Burganlage und eine Siedlung aus dem 15./16. Jahrhundert v. Chr. zum Vorschein gekommen waren. Mittlerweile waren sie aus konservatorischen Gründen wieder zugeschüttet worden. Tatsächlich konnte sie außer ein paar frisch aufgeschütteten Erdhügeln nichts entdecken.

In Gedanken versunken ging sie weiter und stieß fast an das Steinkreuz, das unterhalb der Kirche an der Friedhofsmauer stand. Keiner wusste so recht, wie alt es war und wer es aufgestellt hatte. Wahrscheinlich waren schon Generationen an ihm vorübergegangen, lange bevor hier eine Kirche stand. Auch die vielen Bergknappen, die im Mittelalter täg-

lich vom Tal auf den Kristberg stiegen. Ehni hatte ihr das einmal erzählt. Er wusste viel über die Montafoner Geschichte. So wie ihm war es den Einheimischen wichtig, ihr Wissen und ihre Traditionen und Sagen von einer Generation an die nächste weiterzugeben. Diese waren wie ein unsichtbares Band, das sie alle miteinander zu einer großen Gemeinschaft machte. Anders als in einer großen Stadt war hier jeder auf die ein oder andere Art mit dem anderen verbunden, ob einem das recht war oder nicht. Es war einfach so. Der Bergbau war eines der Themen, um die sich die meisten Geschichten rankten. Dass es trotz der unwirtlichen Bedingungen Menschen schon weit vor Christi Geburt in das abgeschiedene Bergtal mit seinen Urwäldern und extremen Witterungsbedingungen zog, hatte vor allem mit den Bodenschätzen zu tun, die diese hier vorgefunden hatten. Amrei hatte als Kind ihre ganz eigene Vorstellung davon, wie diese Menschen ohne Hab und Gut hierhergekommen und unter der Erde auf Schatzsuche gegangen waren. Wenn ihr Ehni davon berichtete, fingen die Bilder in ihrem Kopf an zu laufen: Wie der dunkle Berg die Silberer schluckte, die Stück für Stück wie Maulwürfe ein riesiges, unterirdisches Netz an engen Gängen hineingegraben hatten, nie wissend, ob sie wiederkehren würden oder der Stein über den Hohlräumen nachgeben würde. Der Bergbau war es auch, der dem Tal zu einem gewissen Wohlstand verholfen hatte. Hier in Bartholomäberg spiegelte er sich in den Häusern und in der Kirche wider. Es war die erste Pfarre im Montafon und konnte sich sogar zwei Pfarrer leisten. Amrei hatte die Kilka (*montafonerisch für Kirche*) ganz bewusst als Ausgangspunkt für ihre Wanderschaft gewählt, um Gottes Segen zu erbitten. Sie glaubte daran, dass es etwas gab, eine größere Kraft, die allen Menschen zugänglich ist und diese im Leben begleitet, sofern sie es zuließen. Sie zog an der schweren Pforte, benetzte ihren Daumen mit Weihwasser, bekreuzigte ihre Stirn und trat in das große Kirchenschiff ein. Von klein auf liebte sie diese prächtige Wallfahrtskirche mit ihren barocken Altären, der Kassettendecke und den geschnitzten Holzbänken. Besonders an Weihnachten empfand sie die Stimmung ergreifend. Am Ende der Christmette wurde das Licht gelöscht, die Kerzen brachten die goldverzierten Figuren und Formen zum Leuchten und der Orgelspieler stimmte „Stille Nacht, heilige Nacht“ an. Der durchdringende Klang des Instruments webte zusammen mit den vielen Stimmen einen feierlichen Raum, dem eine erfüllte Stille folgte. Am liebsten saß sie auf der rechten Seite am Bergknappenaltar, den Bergleute im 16. Jahrhundert gestiftet hatten. Auf dem linken Flügelaltar war der heilige Egidius als Bergbaupatron mit einem Hammer und einer Erzstufe dargestellt. Besonders mochte

sie aber die Szene der Heiligen Drei Könige, wie sie vor dem Jesuskind in Bethlehem niederknien. Die Vorstellung, dass auch sie eine lange Reise unternommen hatten, deren Ausgang ungewiss war, ebenso wie die Bergleute, machten ihr ein wenig Mut. Sie vertrauten einfach und folgten dem Stern. Jeder der Könige hatte ein wertvolles Geschenk dabei, das sie Jesus überreichten. Amrei saß gedankenversunken auf der engen Bank neben dem Altar und hatte die Zeit vergessen. Beim Anblick der Königsgeschenke tastete sie nach Ehni Stein in ihrer Jackentasche. Ein Sonnenstrahl schien durch die hohen Fenster und setzte sie wie ein Scheinwerfer ins Rampenlicht. Sie konnte ihre Reise nicht mehr aufschieben, sie musste einfach diesen alten Spuren in die Berge folgen. Es war wie ein Ruf, ihrem Leitstern zu folgen.

Nach einem Vater-Unser zündete sie vor dem Ausgang drei Kerzen an: eine für ihre beiden Kleinen und Thomas, eine für ihre Reise und eine für Ehni. „Bitte begleite mich, auch wenn ich keine Ahnung habe, was ich hier tue. Irgendwie scheint es wichtig für mich zu sein“, flüsterte Amrei und blickte in das flackernde Licht. Sie spürte, dass sie Angst vor der Ungewissheit hatte, die vor ihr lag. Angst davor, die Tour abbrechen zu müssen, weil sie es körperlich nicht schaffen würde. Sie war bergunerfahren in Mehrtagestouren, obwohl sie hier geboren und aufgewachsen war, und untrainiert. Thomas hatte gespöttelt, dass sie spätestens am zweiten Tag mit dicken Blasen an den Füßen wiederkommen würde. Sie seufzte und trat vor die Kirche. Der Nebel hatte sich gelichtet, er lag nun wie ein helles Band in der Talsohle. Von hier konnte sie in das enge Tal blicken. Die hohen Berge auf der gegenüberliegenden Seite waren so nah, dass Amrei meinte, in einer Theaterkulisse zu stehen. Ihre Heimat.

8. Gefühlte Ewigkeit

Amrei hatte Bartholomäberg hinter sich gelassen und folgte dem Weg auf den Kristberg. Jeder Schritt schien ihr von der Geschichte der ersten Siedler zu erzählen. Unter Archäologen galt der Kristberg als Schatzkammer.

„Zäwas, Habidieri“, grüßten sie zwei Wanderer am Weg. „Na, bist auch auf Spurensuche?“ Einer der beiden deutete auf die überwachsenen Abraumhalden und Pingen des mittelalterlichen Bergbaus, die im Morgenlicht aussahen, als ob ein Zauberdorf darunter verborgen wäre oder eine geheime Abhörstation. „Hast Du eine Ahnung, was das ist? Wird von hier aus das Montafon überwacht?“, fragten sie Amrei.

„Nein, nein. Keine Angst, bei uns wird nichts abgehört“, erwiderte Amrei und schmunzelte. „Hier geht’s schnurstracks in die Unterwelt und ich bin da sogar lebend wieder rausgekommen.“

„Hast auch einen Kobold oder Teufel gesehen?“, gingen die beiden auf Amreis Spaß ein.

„Nicht persönlich, die müssen wohl grad außer Haus gewesen sein, als ich gekommen bin“, sagte Amrei und sie erzählte von dem heute einzig begehbaren Zugang zu dieser Unterwelt, dem Sankt-Anna-Stollen, den sie vor ein paar Jahren bei einer Führung besichtigt hatte. Obwohl sie selbst nicht besonders groß war, hatte sie sich bücken müssen, um sich den Kopf nicht anzustoßen, und es war äußerst mühsam, sich durch die engen Gänge zu zwängen. Klopfspuren, Lampendöchte, Lederreste und Schuhsohlen, es schien ihr damals, als ob die Arbeiter erst kurz zuvor den Stollen verlassen hatten.

„Spannende Sache! Das machen wir das nächste Mal auch mal, wenn wir wieder hier sind“, meinten die Wanderer. „Und wo geht’s bei Dir jetzt lang?“

„Ich umrunde das Montafon in der Himmelsetage. Vom Verwall geht’s in die Silvretta und dann ins Rätikon“, antwortete Amrei und spürte wieder das flau Gefühl in ihrem Magen.

„Alle Achtung, da hast Du Dir ja ganz schön was vorgenommen. Machst das ganz allein oder hast noch jemanden dabei?“

„Nicht direkt. Aber hoffentlich Gottes Beistand, dazu einen Stein in der Tasche und meinen Pioniergeist. Das sollte reichen“, sagte Amrei und war sich selbst nicht ganz sicher, ob das stimmte.

Doch dann fragte sie sich, wie beschwerlich der Weg für die ersten Siedler war, die versucht hatten, das Montafon bewohnbar zu machen. Auch sie mussten mit einer mächtigen Portion Pioniergeist ausgestattet gewesen sein und den hatten sich die Montafoner bis heute bewahrt, fand Amrei. Mit den Knappen, die es geschafft hatten, einen Berg mit ihren bloßen Händen zu verändern, waren auch andere Siedler ins Tal gekommen, um die Felder zu bewirtschaften und Wälder zu roden. So schufen sie fruchtbare Weiden für das Vieh. Ohne ihre Arbeit wäre die Gegend bewaldet und längst verbuscht. Amrei hatte vor ihrer Abreise in Ehnis Schrank den Familienstammbaum gefunden. Immerhin reichte er über 250 Jahre zurück und soweit es sich nachvollziehen ließ, lebten ihre Vorfahren schon immer im Montafon. Gut möglich, dass auch sie hier schon als Bergbauern gewirtschaftet oder in den Gruben nach Erzen geschürft hatten.

Amrei schnaufte schwer. Der Anstieg hinter dem Stollen war ungnädig,

selbst für Geübte. Das Panorama im Rücken kämpfte sie sich den Berg hinauf. Doch sie drehte sich nicht um. Bald lag der Fritzenssee vor ihr. Im dunklen Wasser spiegelte sich der majestätische Zacken der Zimba. Wie eine Königin thronte sie über der kleinen Szenerie. Da sie hier keinen höheren Nachbarn hatte, waren die Tage oben lang. Zur Sommersonnenwende schien die Sonne sechzehn Stunden.

Amrei holte erst einmal Luft, ihr Puls war gefühlt auf 190 und sie trank einen Schluck Wasser aus ihrer Flasche. Sie setzte sich auf das Floß, das auf dem See lag, beugte sich vor und tippte mit dem Zeigefinger sanft auf die stille Wasseroberfläche. Gleichmäßige Kreise brachten den sich spiegelnden Bergkamm in Bewegung und ließen ihn zu einer großen, bunten Farbfläche verschmelzen. Gedankenversunken betrachtete Amrei das vergängliche Kunstwerk. Sie dachte an Ehni und seinen innigen Wunsch zu malen. Für ihn war das Licht der größte Künstler auf der Erde. Jeden Tag, jeden Moment ließ es die Landschaft in einer anderen Stimmung erscheinen: Ein unscheinbarer Baum hatte plötzlich eine goldene Krone auf, sattgrüne Wiesen wurden sanft und weich, graue Bergriesen verwandelten sich am Abend in flammende Felswände.

Langsam erhob sich Amrei und nahm den Weg berghoch zum Rellseck.

9. Unliebsame Begegnung

Oben am Alpengasthaus Rellseck wandte sich der Weg rechts Richtung Wannaköpfe und Itonskopf. Als sie an dem Gebäude vorbeiging, riss sie ein lauter Pfiff aus ihren Gedanken. Eine kleine Wandergruppe saß auf der Sonnenterrasse. Auf den fruchtbaren Bergweiden ringsherum graseten ein Esel und einige Pferde, die neugierig ihre Köpfe hoben.

„Amrei ... Amrei“, hörte sie ein paar Stimmen rufen. Sie schaute hinüber und sah ein paar Wanderer winken. Die Sonne blendete sie ins Gesicht, sodass sie nicht sofort erkennen konnte, wer dort saß. Doch dann dämmerte es ihr. O nein, ausgerechnet, dachte sie sich, als sie die Umrisse der Leute besser erkennen konnte. Es waren zwei Paare aus der Nachbarschaft, die über alles im Tal Bescheid wussten. Wär ja auch zu schön gewesen, wenn sich meine Tour hätte geheim halten lassen, dachte Amrei und ging auf die vier zu.

„Servus, Amrei. So, so, bist heut nicht auf der Arbeit? Ist doch Saison.“ Ihre Frage klang eher nach einem Vorwurf als nach einer echten Frage. „Ich wollt’s heut mal so gut haben wie meine Nachbarn und ein bisschen frische Luft schnappen“, erwiderte Amrei und versuchte ein entspanntes Lächeln.

„Na, wir feiern heute den runden Geburtstag von der Vroni. Sie wird heute 60. Sonst wären wir jetzt nicht einfach mal so an einem Montag hier oben zum Frühstück“, beeilte sich Vronis Mann Martl zu antworten und die anderen nickten zustimmend mit vollem Mund. Das Gasthaus war bekannt für sein leckeres Morgenbuffet mit Rührei, Speck, Käse und hausgemachten Marmeladen. Amrei gratulierte mit ein paar guten Wünschen und wich auf Floskeln aus, um das Gespräch auf etwas anderes zu lenken als auf ihre Auszeit. „Schön haben wir’s heute, oder? Und was habt Ihr nachher noch vor?“

„Wo hast Deine Kleinen? Schaffst es, bis zum Mittagessen wieder daheim zu sein?“, fragte Vroni neugierig. „Ich hätte da früher mit Familie keine Zeit zum Wandern gehabt.“

Vier Augenpaare schauten Amrei gespannt an. Sie hasste es, sich rechtfertigen zu müssen, und spürte, wie ihren Wangen rot wurden. „Heute essen die beiden mit Mama und Papa zusammen“, sagte sie knapp. Sie hatte keine Lust auf lange Erklärungen.

„Ja, was tötet Ihr Jungen auch ohne die Großeltern, oder? Da habt Ihr schon viel mehr Freiheiten als wir damals“, meinte Vroni spitz.

„Da hast Du recht, Vroni“, stimmte Amrei zu, um schnell aus der Nummer rauszukommen. „Aber jetzt muss ich los, sonst wird das heute nichts mehr mit meinem Ausflug. Genießt den Tag zusammen“, sagte sie, hob die Hand zum Gruß und wandte sich zum Gehen. Sie hörte noch, wie Vroni mit den anderen sofort in ein Gespräch über die heutige Generation einstimmte. Amreis Generation, die sich angeblich so viel Freiheiten nahm.

Sie lief zum Rellseck vor. Von Thomas wusste sie, dass es ein perfekter Platz für Sonnenuntergänge war. Im Winter, wenn er weniger arbeitete, ging er am späten Nachmittag zu einer Skitour hoch, um dann mit einer Stirnlampe im Halbdunkeln wieder ins Tal zu fahren. Er liebte von allen Jahreszeiten den Winter am meisten, ganz anders als sie. Amrei konnte es kaum erwarten, wenn nach der langen Dunkelheit mit dem Langsa wieder das Licht ins Tal kam. Sie dachte daran, dass es nicht der einzige Gegensatz in ihrer Beziehung war und dass die Vorliebe für unterschiedliche Jahreszeiten vielleicht nur die Oberfläche ihrer Konflikte widerspiegelte. In letzter Zeit hatten sie öfter gestritten, schon vor ihrer Ankündigung, das Montafon zu umrunden. Sie hatten früh geheiratet, schon mit 18 hatte sie Thomas beim Ste:bruchfest kennengelernt, das einmal im Jahr in Vandans stattfand. Er war mit einem Freund aus dem Dorf gekommen und sie hatte ihn zuvor noch nie gesehen. Seine große,

sportliche Gestalt, der Kontrast zwischen seinem fast schwarzen Haar und seinen blauen Augen hatten sie neugierig gemacht. Ein paar Tänze, ein Bier, ein Treffen, seitdem waren sie zusammen. Liebe auf den ersten Blick. Thomas war ein Ruhiger. Er machte nicht viele Worte. Er war ein Stück unnahbar und das strahlte etwas Geheimnisvolles aus, das Amrei unbedingt ergründen wollte. Sie waren schon einige Jahre zusammen, bis sich Minna ankündigte. Zwei Jahre später kam Laurin hinzu. Den Sprung vom Paar zur Familie hatten sie Amreis Ansicht nach nicht so richtig geschafft. Thomas war nicht so ein Familienmensch wie sie. Er lebte gerne nach seinem Tagesplan, fast alles andere musste sich darin einfügen. In diesem Moment wurde ihr bewusst, dass er ihr etwas vorwarf, was er selbst mehr oder weniger die ganzen Jahre praktiziert hatte. Er nahm sich oft aus dem Familienleben raus und ging auf den Berg oder abends mit seinen Kumpels etwas trinken. Amrei wurde traurig, obwohl die Aussicht nach Bludenz und ins Walgau wunderschön war. Unten schlängelte sich die weit entfernte Autobahn durch die Landschaft. Sie hob den Kopf an, so als ob sie noch einen Funken mehr Zivilisation erhaschen wollte. Sie fühlte sich einsam. Ab jetzt würde sie ins Tal hinein wandern und alles hinter sich lassen. Sie wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel, wandte sich ab und drehte dieser Welt den Rücken zu. Ab jetzt gab es nur noch sie und die Berge.

Sie hatte die Baumgrenze erreicht. Kein Wald, sondern Weiden und flache Latschenkiefern säumten den Pfad. Nach einer Weile ließ sie das Wannaköpfe links liegen und ging weiter Richtung Itonskopf. Mit seiner geschichteten Felskrone erhob er sich über dem grünen Kamm, der ihn mit den Nachbarbergen verband. Der Gipfel gehörte bereits zum Verwall, doch das Silbertal und der Kristbergsattel trennten ihn von seinen Verwandten. Ein schmaler Steig führte unter den Gipfel. „Warnung“ stand auf einem Schild, das an einem Felsen befestigt war. „Nur für Geübte mit Bergschuhen. Trittsicherheit und Schwindelfreiheit erforderlich.“ Nur noch ein paar Minuten trennten sie von einer grandiosen Fernsicht. Amrei hielt sich am Stahlseil fest und nahm den steinigen Weg nach oben. Ihre Knie zitterten ein bisschen. Vom Regen der vergangenen Nacht war der Untergrund noch rutschig.

10. Endlose Weite

Amrei schwitzte, doch sogleich blies ein kühler Wind über ihre freilegende Haut und sie bekam eine Gänsehaut. Sie nahm die letzten Meter zum Gipfelkreuz und war überwältigt: Hunderte von Bergspitzen lagen ihr zu Füßen. Sie konnte bis nach Italien, hinüber nach Deutschland, in die Schweiz und sogar nach Liechtenstein schauen. Doch nicht nur der Weitblick faszinierte Amrei, sondern auch wie das Tal eng zwischen den langgestreckten, sehr unterschiedlichen Bergkämmen eingebettet war. Diese zogen klare Grenzen: Nördlich blickte sie auf die dunklen Berge des Verwalls, auf die dominante Krone der Silvretta-Gruppe im Süden und im Südwesten auf die hellen Kalkfelsen des Rätikon. Dieser Anblick offenbarte Amrei unmissverständlich ihr Vorhaben. Wie ein Ausrufezeichen lagen die Gipfel vor ihr. Was gäbe sie jetzt dafür, wie ein Adler die Flügel auszubreiten und sich vom Wind über die Kämmen tragen zu lassen. Wie gut es tat, endlich aus der Enge raus zu sein. So sehr sie die Geborgenheit des Tals liebte, verlor sie ab und an den Überblick. Vielleicht hat Magdalena recht und wir Montafoner sind manchmal viel zu engstirnig, dachte sich Amrei. Sie stellte sich vor, dass sie als Adler mit einem messerscharfen Blick gesegnet sein würde und so jede Situation in ihrem Leben genau beobachten konnte. Anders als ihre Schwester kam sie mit Veränderungen nicht besonders gut zurecht. Amrei mochte es, wenn alles seinen geregelten Rhythmus hatte und ein Tag klar strukturiert war. Fast ausnahmslos alles verlief tagesin, tagaus nach demselben Plan. So kam sie besser mit äußeren Anforderungen zurecht. Außerdem wollte sie nicht auffallen oder aus der Reihe tanzen, doch zugleich fühlte sie sich oft in ein Korsett gepresst, das jederzeit platzen konnte. Auch wenn sie damit gerechnet hatte, dass Ehni eines Tages nicht mehr da sein würde, war sie innerlich komplett aus der Fassung geraten. Es war ein stiller Schrei über diesen Verlust in ihr, den sie auch nach so vielen Monaten immer noch nicht ausdrücken konnte. Das wurde ihr erst hier oben am Gipfelkreuz bewusst, als sie die grenzenlose Freiheit einatmete. Ihr Korsett hatte sie davor bewahrt, Schmerz zu empfinden. Sie lehnte sich sitzend an den warmen Holzbalken des Kreuzes, holte ihr kleines Notizbuch aus dem Rucksack, das sie mitgenommen hatte, und schrieb auf eine Seite nur Ort, Datum und zwei Worte hinein: Itonskopf, 14.08., Enge und Weite. Sie wollte ihre Reise irgendwie dokumentieren, nicht als Reisebericht, an den sich eine heldenhafte Gipfelbesteigung an die Nächste reihte, sondern als Tagebuch, das wie ein Beobachter still und geduldig an ihrer Seite weilte. Als sie aufstand, fiel ihr Blick auf einen

winzigen Stein, der die Form eines Flügels hatte. Sie hob ihn auf, steckte ihn in ihre Jackentasche zu Ehnis Stein und nahm ihre Tour Richtung Kristberg wieder auf.

11. Bloße Erscheinung

Der Weg verlief über die noch immer üppig grünen Alpweiden. Bald erkannte sie den Platz, der von Weitem wie ein Joch aussah. Sie wollte unbedingt dorthin, auch wenn er ihr erst auf dem Itonskopf wieder in den Sinn gekommen war. Es war bei einem Schulausflug gewesen, der die Schüler neugierig auf die geologischen Besonderheiten des Montafon machen sollte. Sie war damals fünfzehn gewesen und aus der Parallelklasse hatten ein paar Schüler einen kleinen Vortrag vorbereitet. Nur an einen konnte sie sich noch erinnern. „Stellt Euch mal vor, dass Ihr jetzt auf der Knospe eines riesigen Korallenriffs steht! Vor 200 Millionen Jahren gab es hier kein Grün, keinen Berg und leider auch noch keine Montafoner.“ Die Schüler lachten. „Aber es gab ein großes, flaches Urmeer. Als die Erdplatten begannen, sich zu verschieben, wurde der Untergrund nach oben gefaltet und hochgedrückt. Über Jahrmillionen hinweg versteinerte das Riff. Und jetzt ragt dieser kleine Rest aus den grünen Alpweiden hervor. Wenn Ihr genau hinschaut, könnt Ihr die versteinerten Korallenstöcke, Muscheln und Seelilien sehen.“

Amrei blickte auf das Riff und hinüber zum hohen Steilhang des Klosters mit der Roten Wand und hörte die Sätze, als ob Armin sie gerade gesagt hätte. Damals schwärmte sie für den schlanken Jungen mit den verwuschelten Haaren, die aussahen, als ob er kurz zuvor aufgestanden wäre. Ein paar Jahre später war es mehr als nur eine Schwärmerei, aber das war ein anderes Kapitel. Auf jeden Fall war seine Begeisterung für geologische Zusammenhänge ungemein ansteckend für Amrei und seit seinem Vortrag waren Berge für sie nicht mehr einfach nur große Steinriesen, die mal so in der Landschaft standen und im Tal die Aussicht versperrten. Sie waren Zeugen und Nachfahren einer großen Geschichte, in der die Menschheit erst eine sehr kurze Rolle spielte und wahrscheinlich eine unbedeutende, wenn man es genau nahm, dachte Amrei. Vielleicht waren die Menschen, wie viele andere Lebewesen auch, nur eine Erscheinung, die irgendwann wieder von diesem Planeten verschwinden würde, ohne dass dieser Notiz davon nahm.

Wenige Zeit später kreuzte sie wieder den einstigen Bergbauweg, auf dem das am Bartholomäberg abgebaute Erz mit Saumpferden über den Kristbergsattel und weiter nach Dalaas transportiert wurde. Amrei hielt

einen Moment an der Sankt Agatha-Kapelle inne, die Bergleute im 15. Jahrhundert aus Dankbarkeit erbaut hatten, weil sie sich aus einem eingestürzten Stollen retten konnten. Auch Amrei war dankbar und spürte Demut vor ihren Ahnen, die in der einst kargen, unwirtlichen Wildnis Fuß gefasst hatten. Sie hatten das Unmögliche möglich gemacht und damit allen Nachfolgenden den Weg bereitet. Jetzt stand sie vorne in der Ahnenreihe und sie fragte sich, welche Spuren sie wohl einmal am Ende ihres Lebens hinterlassen haben würde, und ob sie genauso sichtbar sein würden wie diese. Schon wieder fiel ihr ein kleiner Stein auf, der neben der Kapelle glitzerte. Auch an der Oberen Wies hatte sie ein loses Stück versteinerte Koralle gefunden. Sie beugte sich vor und drehte den Stein in der Sonne. Er hatte lauter silberne Einschlüsse, wahrscheinlich Eisenerz. „Ihr Steine, wollt wohl alle zu mir, hm?“, fragte sie den Stein, der ihr nicht antwortete und auch nicht aufmuckte, als sie ihn ebenfalls in ihre Jackentasche steckte.

12. Erste Ankunft

Die späte Nachmittagssonne tauchte die Wiesen in ein sanfteres Licht. Mittlerweile brannten Amreis Waden wie Feuer. Sie hatte heute fast fünfzehnhundert Höhenmeter bewältigt, eine erste knackige Etappe. Sie war froh, dass es jetzt nur noch ein paar Schritte zu dem Gasthof waren, in dem sie gestern vor ihrem Aufbruch eine Nacht gebucht hatte. Sie hatte Glück, dass ein Gast nicht kommen konnte, denn die meisten Betriebe waren während der Saison schon viele Wochen zuvor ausgebucht. So viel und so hoch zu laufen, war sie einfach nicht gewohnt. Sie sehnte sich nach einer Dusche und einem richtig gemütlichen Bett, das auf der Tour wahrscheinlich bald Mangelware sein würde, wenn sie an die Matratzenlager und die schnarchenden Mitschläfer auf den Hütten dachte. Außerdem hatte sie Hunger für zehn.

„Grüß Di, Amrei! Schön, dass Du endlich da bist! Komm rein. Sag, wie lang ist das jetzt her, dass Du hier warst?“, begrüßte sie Stefan, der Wirt. „Von wo bist Du herkommen?“

„Ich bin über Bartholomäberg, den Itonskopf und die Obere Wies gelaufen“, antwortete Amrei, „mir reicht’s für heut.“ Ihre Eltern kannten die Familie seit langem. Stefans Eltern hatten den Kristberg Anfang des 20. Jahrhunderts als Maisäß gekauft, später erst einen kleinen Imbiss und in den 1960er Jahren eine kleine Pension aus dem kleinen geschindelten Haus gemacht. Eine klassische Entwicklung im Tal. Über Jahrhunderte war das Montafon sehr landwirtschaftlich geprägt. Weil es unten nicht

genügend Weideflächen gab, hatte früher fast jede Bauernfamilie ein Maisäß, um ihr Vieh zu weiden und Käse und Butter herzustellen. Sie zogen im Mai auf die höher gelegenen Weideflächen und kehrten erst im Herbst wieder zurück. Als die hohen Gipfel Bergsteiger in die Region zogen und sich Anfang des 20. Jahrhunderts immer mehr Sommerfrischler einen Urlaub leisten konnten, veränderte sich das Tal und die Arbeit der Menschen. Trotz allem blieben ihre bäuerlichen Wurzeln überall spürbar und sichtbar. Die Landschaft war nur ein Zeuge davon. Ihre bodenständige und genügsame Art, Einfaches wertzuschätzen, der Fleiß, den sie an den Tag legten, und die Bräuche, die sie stolz bewahrten, alles übermittelte dem Betrachter eine Art Code, der sich bei genauem Hinsehen unbewusst entschlüsselte.

„Wie geht's Deinen Eltern, Amrei?“ Stefan wies ihr einen Platz auf der Sonnenterrasse zu. „Du komm, setzt Dich da hin. Da ist es ruhig. Hast bestimmt einen gescheiten Durst. Was magst haben?“ „Gerne ein saures Radler! Und einen Bärenhunger hab ich auch. Was gibt's denn heute bei Euch?“, fragte Amrei neugierig. Sie liebte gutes Essen und sie wusste, dass sie es bei Stefan bekommen würde.

„Das ist recht. Magst Du eine Suppe und dann ein frisches Hirschragout mit Knöpfli, Äplerrösti mit Spiegelei und Salat oder einen Sura Kees (*Montafoner Käsespezialität*) im Speckmantel?“

„Du kannst mir gern eine Kraftsuppe mit Flädle und dann die Rösti bringen. Und magst Du mir da noch Speck dran machen?“, fragte Amrei.

„Ja, sicher doch, ist immer dabei“, antwortete Stefan und ging ins Haus zurück.

Amrei saß ein bisschen abseits, fast alle Bänke waren belegt. Der Blick vom Kristberg auf die gegenüberliegende Talseite war großartig und sie atmete tief durch und genoss die Aussicht. Bald kam Stefans Tochter Sophie mit Speis und Trank. Ein leichter Wind zog auf. Amrei fröstelte. Erst jetzt spürte sie, wie geschafft sie wirklich war. Als sie nach dem Essen aufstand, schoss ihr ein stechender Schmerz in die linke Wade. Sie humpelte ins Haus und ließ sich ihren Zimmerschlüssel geben.

„Gehst Du schon nach oben? Ich dachte, wir sitzen später noch auf ein Glas zusammen, wenn's ruhiger ist.“ Stefan stand hinter der Rezeption auf.

„Das wär schön. Aber ich bin echt fertig und morgen geht es ja schon weiter“, sagte Amrei und erzählte ihm kurz von ihrer geplanten Route.

„Schade, dann das nächste Mal. Erhol Dich gut heute Nacht.“

„Ihr Euch auch, hattet ja alles voll auf der Terrasse. Gute Nacht!“ Langsam humpelte Amrei weg.

„Das schaut aber nicht gut aus“, rief Stefan ihr hinterher. Amrei drehte

sich um und sah ihn fragend an. „Wie willst denn so weiterlaufen?“ sagte er und zeigte auf ihr Bein.

„Geht schon wieder bis morgen“, meinte Amrei, „ich bin es nur einfach nicht gewohnt, das Wandern.“

„Und das als Montafonerin“, meinte Stefan und zwinkerte ihr zu. „Lass mal sehen“, sagte er und ging zu ihr. Vorsichtig tastete er ihre Wade ab. „Die ist ganz hart, so wird das nichts. Komm, ich frag mal die Eva, ob sie Dir Deine Waden ein bisschen lockern kann. Morgen hast Du sonst so einen Muskelkater, dass Du lieber wieder umkehrst.“

Das wollte Amrei nicht oder vielleicht doch ein bisschen, wenn sie an Minna und Laurin dachte. Sie vermisste die beiden schon jetzt. Sie schrieb Thomas eine Nachricht, dass sie gut im Silbertal angekommen war, bekam aber keine Antwort.

13. Montafoner Kraftfutter

Am nächsten Morgen erwachte Amrei wider Erwarten früh. Sie hatte tief und fest geschlafen und fühlte sich einigermaßen ausgeruht. Es war ungewohnt für sie, ohne Thomas, die Kinder und ihren Alltag aufzuwachen. Keiner, der Fragen hatte; keinem, dem sie Frühstück machen musste; keine Gäste, die bei ihr an der Rezeption einchecken wollten. Die Massage von Eva hatte so unendlich gutgetan und ihre Waden fühlten sich viel besser an. Obwohl das Haus voll war und in so einem Familienbetrieb jede Hand gebraucht wurde, hatte Stefans Frau sich dafür Zeit genommen. Amrei hatte vor allem die liebevolle Zuwendung genossen. Sie gönnte sich so etwas sonst nicht. Ihre letzte Massage war ewig her, ein Geburtstagsgutschein von ihren Freundinnen.

„Guata Margat! Na, wieder frisch und munter?“ Stefan kam an Amreis Tisch. Er überreichte ihr eine kleine Dose. „Das ist eine Arnikasalbe von der Ahna (*montafonerisch für Großmutter*), die hat sie selber gerührt, das hilft gegen die Schmerzen. Die kannst Du bestimmt noch brauchen. Deine Beine und Füße sind bei so einer Tour die Ärmsten, die musst Du unbedingt verhätscheln. Kühl sie im Bach und creme sie abends ein, damit Du keine Blasen bekommst, wohl?“

Amrei lächelte. „Ja, werde ich. Vielen Dank, Stefan! Ich hab mich so wohl bei Euch gefühlt. Ohne Eure Samariterdienste wäre ich heute reumütig nach Hause zurückgekehrt.“

„Wo wirst Du eigentlich im Verwall übernachten?“, wollte Stefan wissen. „Da gibt es ja Richtung Langsee nichts mehr auf der Strecke außer ein paar Heubarga (*montafonerisch für Heuschuppen*)“, überlegte er und

schaute sie fragend an.

„Das weiß ich noch nicht.“ Amrei zuckte mit den Schultern. „Ich hab zur Not eine Matte und einen Schlafsack dabei.“ Stefan hatte natürlich recht. Auch wenn es im Tal viele Hotels und Gasthöfe gab, waren Wanderer im Hochgebirge auf die Hütten angewiesen und diese standen nicht haufenweise in der Gegend. Sie wusste von ihrem Onkel, dass es ein paar Alpen und eine Forsthütte im Verwall gab, aber dort konnte man wohl nicht übernachten. Sie wollte es trotzdem bei ihrem Routenverlauf belassen, irgendein Unterschlupf sollte sich doch finden lassen, dachte sie und hoffte zugleich, dass das Wetter hielt. Sie umarmte Stefan und zog weiter.

Von zu Hause hatte sie keine Nachricht bekommen. Amrei fragte sich, ob Thomas so stur war, dass er ihr nicht schreiben wollte oder ihre SMS nicht durchgegangen war. Sie wusste, dass er nur selten auf sein Handy schaute. Für ihn waren andere Dinge wichtiger, die schöne neue Welt interessierte ihn nicht sonderlich. Aber sie war davon ausgegangen, dass er öfter nachsah, ob es Neuigkeiten von ihr gab, und sie ärgerte sich, dass er genau das wahrscheinlich nicht tat. Sie schrieb ihm erneut und versuchte, nicht so viel an zu Hause zu denken. Irgendwie konnte sie noch nicht so richtig realisieren, dass sie wirklich frei hatte. Sie konnte tun und lassen, was sie wollte, und doch fühlte es sich nicht so an. Ihr Kopf zumindest war offensichtlich ständig beschäftigt. Dennoch versuchte sie, das Unterwegssein zu genießen und nicht wegen ihren lärmenden Gedanken ihre Tour zu verpassen. Doch es gelang ihr nur in kurzen Pausen zwischen ihren Gedankenschleifen. Sie waren wie ein Hamsterrad mit Fernbedienung, die sie nicht finden und so den Stoppschalter nicht drücken konnte. Ehni hatte gesagt, dass sich nur für diejenigen viele Schätze am Wegesrand offenbaren, die genau hinsehen. Er bezeichnete das Montafon als Füllhorn der Natur, über das Gott seinen Segen ausgebreitet hat. Einmal, als er stark erkältet war, hatte sie ihm Aroniasaft aus der Apotheke mitgebracht. Mit dem Begriff Superfood, der hinten auf der Flasche stand, konnte er nichts anfangen. Als sie ihm erklärte, dass es sich dabei um Nahrungsmittel mit vielen Vitaminen und Mineralstoffen handelte, meinte er, dass es diese im Montafon doch überall geben würde. Amrei pflückte ein paar Heidelbeeren und steckte sie sich in den Mund. Sie schmeckten säuerlich fruchtig. Als Kind fand sie es herrlich, diese zu Hause mit einer Gabel zu zerdrücken und mit Haferflocken, Milch und Zucker zu verrühren. Ein erdig-warmer Duft stieg in ihre Nase, als sie durch den Muttwald lief. An einer Quelle mit eiskaltem Wasser füllte sie ihre Flasche auf.

14. Geheime Schatzkammer

„Das ist wirklich etwas Besonderes“, flüsterte Amrei leise, als sie vom Aussichtspunkt auf das Wildried blickte. An der Südflanke des Mutts lag das Hochmoor sattelförmig in einer flachen Zone. Die Strahlen der Morgensonne beleuchteten die großen Mooraugen, die silbern aus dem Schwingrasen schauten. Dunst stieg empor und ließ das Felsmassiv der Geisterspitze und der Scheimersch wie ein Gemälde wirken. Es roch nach feuchter Luft, die langsam von der Sonne erwärmt wurde. Sie erschnupperte wie ein Whiskykenner den Torfgeruch. Die Fichtenwälder am Rand des Moores wirkten wie Hüter dieses Schatzes. Auf einem Schild las sie, dass Flächen von dieser Ursprünglichkeit und Zusammensetzung im Alpenraum heute extrem selten waren. Ausschließlich gefährdete und vom Aussterben bedrohte Pflanzenarten wie Sonnentau, Sumpfbärlapp und Fiebertee fanden hier noch eine Heimat. Außerdem war es eine geheime Schatzkammer, denn im Torf wurden winzige Partikel von Pflanzen und Tieren konserviert. Daraus konnten Forscher ablesen, wie sich die Landschaft über die letzten Jahrtausende entwickelt hatte. Anhand von Änderungen im Kohlenstoffgehalt und dem Vorkommen gewisser Pflanzenarten hatten sie wie Forensiker bei einem Kriminalfall herausgefunden, wann die ersten Siedler in die Region gekommen waren. Amrei kannte das Wildried, wie die Montafoner das Hochmoor nannten, bisher nur aus einer im Tal bekannten Sage vom reichen Bauer und dem Moor. Sie dachte daran, dass heute der 15. August war und diese genau an dem Tag spielte. Sie handelte von den Armen, die an Maria Himmelfahrt auf die Alpen kommen durften, um Essen für den Winter zu erbitten. So soll auch am Wildried an diesem Tag einst ein Armer an die Pforte eines reichen Bauern geklopft haben. Es wurde gemunkelt, dass seine Kühe in Milch badeten und mit Käselaiben Fußball spielten. Der Bauer sei aber sehr geizig gewesen, und als der Mann um Butterschmalz bat, füllte er ihm wohl unten Mist in das Tongefäß und bedeckte diesen oben mit einer Schicht Butterschmalz. Dazu gab er ihm eine harte Brotkrume. Als der Bettler dies bemerkte, verfluchte er die Bauersleute und der Hof soll samt Mensch und Tier an dieser Stelle versunken und von einer Moordecke bedeckt worden sein. Amrei mochte die vielen Sagen und Erzählungen, die untrennbar zu ihrer Heimat und der Lebenswelt der Einheimischen gehörten. Sie wurden noch immer gerne von einer Generation an die nächste weitergegeben. Eigentlich gab es zu jedem markanten Platz eine Geschichte, dachte Amrei und befand, dass ein Moor wie dieses eine ideale Kulisse für spannenden

Erzählstoff bot. Auch um mystische Seen, tiefe Schluchten, große Findlinge oder knorrige Bäume rankten sich spannende Sagen. Sie mochte die Charaktere wie Bötze, Hexen oder das Nachtvolk, die immer wieder darin auftauchten. Gerade das Silbertal war reich an eindrucksvollen Geschichten. Die Montafoner waren stolz darauf, dass ihre Erzähltradition mittlerweile sogar zum immateriellen Kulturerbe der UNESCO gehörte. Ehni war dabei gewesen, als bei einem Projekt die Berichte von einigen Hundert Montafonern dokumentiert und ausgewertet wurden. Schon als kleines Kind hatte sie es geliebt, wenn er ihr und ihrer Schwester eine Sage erzählt hatte. Schon bei dem Gedanken daran wurde Amrei von einem wohligen und zugleich aufregenden Gefühl durchflutet, dass ihr früher die Tür zu ungekannten Räumen, einer Anderswelt, geöffnet hatte. Sie war ihr nie wahrer oder unwahrer erschienen als die hiesige. Sie hatte es genossen, wie sich in ihrer Fantasie Bilder von Wesenheiten und spannenden Plätzen geformt und ihr nicht selten einen Schauer über den Rücken gejagt hatten.

15. Einsames Königreich

Als Amrei am Gasthaus Fellimännle vorüberging, machten gerade ein paar Bedienstete die Tische sauber und richteten alles für die Gäste her. Bald würde sich die Terrasse mit Ausflüglern füllen und alles musste gut organisiert sein, damit niemand lange auf das bestellte Essen warten musste. Amrei dachte an ihre Arbeit im Hotel und hatte ein schlechtes Gewissen gegenüber ihren Kollegen, die ihre Abwesenheit mit Mehrstunden ausgleichen mussten. Sie schaute auf ihr Handy. Keine Nachricht vom Thomas. Sie wusste nicht, ob sie bald noch Empfang haben würde und wählte seine Nummer. Doch sie hörte seine Stimme nur als Ansage auf der Mailbox.

Hier am Fellimännle war das eigentliche Tor ins Verwall. Der Weg führte quer durch das größte Europaschutzgebiet Vorarlbergs, das sich zwischen dem Klostertal, der Ill und der Tiroler Landesgrenze erstreckte. Amrei mochte die stille Anmut und Kraft, die es ausstrahlte. Ein würdevolles Königreich, das ein bisschen im Schatten der berühmten Silvretta und des Rätikons stand. Die Moore und Seen, Gebirgsbäche, Latschen- und Alprosenbüsche, Lärchen- und Zirbenwälder, die bunten Alpweiden unter schroffen Steinriesen – all das wirkte wie eine Filmkulisse eines Heldenepos, dessen Wesen bald für den Erhalt ihrer einzigartigen Welt kämpfen mussten. Amrei war öfter hier gewesen, doch immer nur für ein paar Stunden. Sie folgte dem geraden Weg, der anfangs steil anstieg.

Sie hörte einen Wasserfall rauschen. Dort, wo das Tal eng wurde, toste der Fuchsschwanz hinunter. Er war wie ein Torwächter, den man passieren musste, um in diese geheimnisvolle Welt einzutauchen. Amrei atmete den wohligen Duft ein, den die Fichten, Lärchen, Tannen und Zirben verströmten. Er erinnerte sie an Weihnachten, wenn der Christbaum in der ofengewärmten Stube seine Äste ausbreitete und die Nadeln aufgingen.

Amrei wurde leicht schwindlig, als sie das wildbrausende Wasser der Litz über die Steilstufe in die Tiefe rauschen sah. Es betäubte wenigstens für einen Moment ihre Gedanken. Der Alpenfluss war wie eine Begleiterin durch das sonst so stille Tal und entsprang an dessen Ende am Silbertaler Winterjöchle. Der Weg war breit und führte fast immer geradeaus durch eine langgezogene Wanne. Links und rechts davon lagen die Alpweiden, die noch in vollem Saft standen und auf denen Kühe weit verstreut grasten. Der Wald zog sich bis unter die Bergfelsen. Hin und wieder sah Amrei einen kleinen See und sumpfige Moorflächen mit ihren Mooraugen, die geheimnisvoll im Licht aufleuchteten. Bald wurden die Alphütten weniger, die laute und breite Litz immer leiser. Amrei schloss die Augen und versuchte etwas wahrzunehmen. Das erste Mal auf der Tour spürte sie, dass sie allein war, ganz allein. Es gab keine Gasthäuser, wenige Wegweiser, kaum Kurven. Es gab keinen fixen Anker in der Landschaft, keine Aussicht und kein markantes Felsmassiv, an dem sie sich orientieren konnte. Es ging einfach geradeaus. Sie wusste, dass sie so noch mindestens fünf oder sechs Stunden gehen musste, um in einem trockenen, warmen Bett zu liegen. Der lange, gleichförmige Weg forderte sie heraus. Sie meinte, jetzt genug Zeit zum Nachdenken zu haben, doch ihre Gedanken waren ihr immer einen Schritt voraus. Sie war nie genau in diesem Moment. So wie im Alltagsleben meist auch. Erst hier, in der Einsamkeit fiel ihr das auf. Doch je später es wurde, desto mehr nahm sich das wirklich Notwendige den Raum in ihrem Kopf. Wo konnte sie heute Nacht schlafen? Was hatte sie noch zu essen im Rucksack? Gleichzeitig machte sie sich Vorwürfe, wie naiv sie eigentlich war, nicht genauer geplant zu haben. Sie schaute auf die Karte, ihr Handy hatte schon lange keinen Empfang mehr. Irgendwo musste es doch eine Heubarga geben. Amrei war müde, vom Laufen, von ihren Gedanken, von allem.

16. Stille Begegnung

Sie sah die Hütte schon von Weitem. Diese lag eingebettet in einer Talsohle unterhalb des Waldes. Zwei Hirten saßen draußen am Tisch und machten Brotzeit. Erst nahmen sie von Amrei keine Notiz, doch als sie näher kam, beäugten sie sie neugierig.

„Was tust Du um diese Zeit noch da?“, fragte einer der beiden und runzelte die Stirn. Dass am Abend im hinteren Verwall noch jemand unterwegs war, kam ihnen offenbar seltsam vor. Es gab keine Übernachtungsgelegenheit. Nur Radfahrer passierten um diese Zeit noch die Hütte. Amrei überlegte einen Moment lang, was sie sagen sollte. „An Guata! Schön habt Ihr's hier oben.“ Amrei wollte einen Dialog in Gang bringen, doch sie spürte, dass das völlig überflüssig war.

Der Hirte machte eine Pause und musterte sie genau. „Du bisch jo a Dönige (*montafonerisch für „eine von uns“*). Ich dachte schon, Du hast Dich hier verlaufen“, sagte er und musterte sie erneut. Der andere aß in Ruhe weiter. „Wo gehst Du jetzt hin?“

„Ob es hier etwas zum Übernachten gibt?“, fragte Amrei. „Bei uns hat es keinen Platz mehr, die bescheidene Hütte ist schon voll“, sagte er und lachte. „Aber wir können Dir hier draußen die Bank anbieten, wenn Du magst.“ Amrei dachte kurz nach, aber so, wie es aussah, blieb ihr nichts anderes übrig. „Hast einen Hunger?“, fragte der andere Hirte und hob den Kopf von seiner Brotzeit.

„Ein bisschen was hab ich noch im Rucksack“, sagte Amrei.

Der Mann deutete auf den Platz neben ihm. Amrei zögerte kurz, ging dann aber zu der kleinen Hütte hinüber und stieg eine Stufe auf die Terrasse hoch. Es folgte ein langes Schweigen. Der Hirte holte einen Holzteller und einen Becher von drinnen und stellte beides vor ihr auf den Tisch. Dann schob er sein Messer, eine Schüssel und ein Brett in ihre Richtung und aß weiter. Keiner sagte ein Wort. Trotzdem fühlte sie sich nicht fremd. Die Hirten strahlten eine unmittelbare Gegenwart aus. Amrei nahm sich eine Kartoffel, schnitt sich ein Stück Käse und Schweinespeck ab und legte es auf den Teller. Die vielen Kerben und die leichte Wölbung in seiner Mitte erzählten davon, wie lange er schon in Gebrauch war. Auch war das Holz vom Fett ganz dunkel gefärbt. Sie wusste, dass die Hirten immer ihr eigenes Messer zum Essen hernahmen, mit dem sie auch schnitzten. Sie empfand es als Ehre, dass sie es benutzen durfte. Unbemerkt betrachtete sie die knorrigen Finger ihrer Hände, die sie an Ehnis erinnerten, die kräftigen Arme und die wettergegerbte Haut ihrer Gesichter, in die sich tiefe Furchen eingegraben hatten. Mehr als Worte

es könnten, erzählten sie von ihrem Leben in der Natur und den Jahreszeiten, vom Wind, den Regentagen, der Kälte und der intensiven Sonne im Sommer, vor der sie nur mit einem Hut geschützt waren. Eine ganze Weile war ihr gemeinsames Kauen und Schlürfen zu hören. Erst als die Schüssel leer war, fragte der Hirte in die Stille hinein: „Vom wem bist Du?“

„Ich bin Jogle Majans Tochter“, antwortete Amrei und wahrte damit eine Eigenart, mit der Montafoner ihre Herkunft bezeugten. Oft wurde vor dem Vornamen auch noch der Hausname angehängt und mit einer Berufsbezeichnung ergänzt. Im Tal kannte irgendwie jeder jeden, zumindest über einen anderen aus der Familie. „Die im Hotel arbeitet, nicht die, die nach Bregenz gegangen ist“, vervollständigte Amrei ihre Vorstellung und meinte damit ihre Schwester Magdalena.

„So“, kommentierte der Hirte knapp und schwieg wieder. „Dann kommst Du aus Latschau“, stellte er fest.

Die Informationen waren offensichtlich ausreichend gewesen, um sie zu einer Familie und einem Ort zuzuordnen, dachte sich Amrei. Sie empfand es als erholend, nichts erzählen zu müssen, und genoss die Art und Weise, ohne viele Worte an einem Tisch miteinander im Gespräch zu sein.

17. Überlebenskünstler

Die Stille wurde von einem Motorensurren unterbrochen. Die Hirten schauten auf, auch Amrei blickte in die Richtung, um zu sehen, woher das Geräusch kam. Langsam näherte sich ein Geländewagen. Sie dachte zunächst an einen Jäger, der jetzt in der Dämmerung auf die Pirsch gehen wollte.

„Ah, die Jori ist zurück“, stellte einer der Hirten fest. „Dann war sie heute aber lange draußen.“

Die Scheibe des Wagens war runtergelassen und Amrei fielen zuerst die rötlichen, wilden Haare auf, die offen über die Schulter der Frau fielen. Sie parkte seitlich an der Hütte, stieg aus dem Wagen und grüßte.

„An Guata! Sagt, habt Ihr beiden heute Damenbesuch?“, fragte sie die Hirten und wandte sich dann an Amrei und lächelte ihr zu. „Servus, ich bin die Jori.“

„Guata Öbad“, erwiderte Amrei den Gruß und blickte in Joris kantiges Gesicht mit den klaren, blauen Augen.

„Wo kommst Du jetzt her?“ Jori lächelte sie freundlich an.

„Ich bin aus Latschau drüben und auf Wanderschaft unterwegs.“

„Ah und jetzt hast jemanden von der Verwandtschaft besucht?“

„Nein, nicht direkt“, antwortete Amrei. „Das war ganz spontan. Ich suche noch eine Schlafgelegenheit.“

„Ganz spontan? So viele Möglichkeiten gibt es hier nicht, eigentlich keine, wenn man es genau nimmt. Hm.“ Jori schob ihre Unterlippe fragend nach vorn und hob die Augenbrauen. Sie setzte sich mit an den Tisch und bald waren beide in ein tiefes Gespräch eingetaucht.

Amrei schätzte Jori auf Anfang fünfzig. Mit ihrer üppigen Mähne und dem klaren Ausdruck in ihrem Gesicht wirkte sie selbstbewusst und bodenständig. Sie stammte aus dem Silbertal. Ihr Vater war Förster, ihm gehörte ein Waldgebiet im Verwall. Seit Kindesbeinen an war sie hier mit ihm in den Wäldern unterwegs und hatte in der winzigen Forsthütte in der Nähe der Gafluna-Alpe übernachtet. Sie kannte jeden Winkel in dieser Gegend und die vielen Erlebnisse in der Natur hatten wahrscheinlich ihren Weg vorgezeichnet. Sie hatte nach der Matura Wildbiologie in Wien und Stockholm studiert, doch für sie war immer klar gewesen, eines Tages hierher zurückzukehren. Auf einer Trekkingtour durch Irland war sie einem Montafoner begegnet, hatte sich verliebt und ging vor zwanzig Jahren zurück in ihre Heimat. Seitdem arbeitete sie als Natur- und Landschaftsführerin, hauptsächlich im Verwall, und forschte zudem am Institut für Botanik an der Uni Innsbruck. Als Amrei ihren Erzählungen über die Zusammenhänge und Wunder im Montafon lauschte, meinte sie, Jori berichtete über ein fernes Land. Sie sprach davon, dass nur Spezialisten in diesem harten Lebensraum aus alpinem Grasland und felsigem Gelände überleben konnten. Sie erzählte vom Uhu, der im Felsunterschlupf wohnte und sogar kleinere Greifvögel als Beute jagte, und vom Dreizehenspecht, der Querrillen in die Rinde hämmerte, um an proteinreiche Nahrung zu kommen. Auch von den cleveren Überlebensstrategien der Tiere im Winter war Amrei begeistert. Jori erzählte, dass das Alpenschneehuhn mit seinem dichten Gefieder extremen Wetterbedingungen trotzte. Zum Überwintern flog es in den Pulverschnee, ließ sich einschneien und war in seinem Iglu nur durch ein Atemloch mit der Außenwelt verbunden. Murmeltiere hingegen kuschelten sich wohl gern zusammen und die Waldmaus setzte auf eine Schrumpfkur. Sie verabschiedete sich von vielen Gramm Gewicht und ließ sogar ihren Körper mitsamt dem Skelett schrumpfen, um den harten Winter zu überstehen. Von Jori erfuhr Amrei auch vom kleinsten Baum der Welt, der Krautweide, die man auf dem Boden suchen musste, weil sie nur wenige Zentimeter hoch wuchs und die es hier im Verwall gab. Die beiden waren so vertieft in ihr Gespräch, dass sie gar nicht bemerkt hatten, wie die beiden Hirten längst den Tisch abgeräumt und in die Hütte gegangen waren.

Deren Tag würde weit vor der Morgendämmerung beginnen.

„Wenn Du magst, kannst Du Dein Lager bei mir aufschlagen“, meinte Jori. „Die bescheidene Hütte würde heute als Musterbeispiel eines Tinyhouse gefeiert werden. Es gibt nur das Nötigste und auch nur ein Bett und ein weiteres von meiner Urgroßmutter. Das benutze ich als Sofa, weil es ziemlich kurz ist. Früher waren die Leute halt noch ein bisschen kleiner. Darauf könntest Du schlafen.“

„Das macht mir nichts“, antwortete Amrei. „Ich bin froh, wenn ich ein Dach über dem Kopf hab. Trotz August ist es doch ziemlich kühl in der Nacht.“ Amrei kuschelte sich ein bisschen fester in ihre Jacke.

„Dann komm, lass uns rüberfahren. Es ist nicht weit.“ Lori stand auf und Amrei raffte ihren Rucksack und den Stock zusammen und stieg in den Geländewagen. Es dämmerte bereits. Auch die Grillen waren mittlerweile verstummt. Es war ihnen vermutlich zu kühl, um ihr Lied in die Nacht zu zirpen.

Loris Beschreibung als Tinyhouse passte perfekt. Die kleine Hütte ihres Vaters stand auf einem Holzplateau am Waldrand. Es war aus geteilten Baumstämmen zusammengebaut. Lori zündete die Gaslampe an, die von der Decke hing und nun zu schaukeln begann. Sie hatte sich das kleine Haus wohnlich eingerichtet. Die Küche mit dem Gasherd war zweckmäßig, alles andere aber sprach von ihrer Liebe zum Detail. Die alten Holzmöbel waren neu geschliffen, Bett und die kleine Eckbank mit handbestickten Kissen bestückt und an den Fenstern hingen grüne Leinenvorhänge. Amrei betrachtete die gerahmten Schwarzweißfotos und das kleine Ölgemälde an der Wand, das einen Hirsch bei der Brunft zeigte. Zwei Gamsgeweihe waren auf stoffbezogenes Holz gespannt und dienten als Garderobenständler. „Als Kind hab ich mich mit den beiden unterhalten. Ich dachte, sie sind dann nicht so traurig, dass sie nicht mehr auf dem Berg umhersteigen können“, erzählte Jori. „Mein Vater ist noch immer passionierter Jäger. Aber an ein paar Ecken durfte ich mich in den letzten Jahren ein bisschen einbringen und die Hütte aufpeppen.“ Sie schmunzelte. Amrei packte ihren Schlafsack aus und legte ihn auf das kleine Bettsofa neben dem Ofen. Jori schürte ihn ein und holte Wasser hinter dem Haus, damit sie sich die Zähne putzen konnten. Amrei blickte auf ihr Handy.

„Das kannst Du vergessen, hier hinten hast Du keinen Empfang“, sagte Jori. Amrei senkte ihren Blick und starrte neben den Bildschirm auf den Holzboden. Sie hatte sich so sehr gewünscht, eine Nachricht von zu Hause zu bekommen.

18. Die Entdeckung

„Hier, damit Du ganz in meine Herzensheimat eintauchen kannst“, sagte Jori und schmunzelte. Sie schob Amrei einen kleinen Pflanzenführer und eine Kopie eines Artikels über das Verwall über den Tisch, den sie für eine Fachzeitschrift verfasst hatte. Amrei hatte wenig geschlafen. Das Bett von Joris Urgroßmutter war doch kleiner, als sie gedacht hatte. In Embryostellung war sie darin gelegen und jedes Mal aufgewacht, wenn sie sich im Schlaf gedreht hatte. Irgendwann hatten sie die Gedanken an daheim nicht mehr einschlafen lassen. Sie beobachtete, wie Jori Milch, Butter und Gries in einen kleinen Topf füllte und auf den Holzherd stellte, um daraus Brösel zu kochen, eine typische Montafoner Speise. Das alte Mokkakännchen auf dem Herd stieß pustend den Duft von frischem Kaffee in die Stube. Bald saßen sie zusammen auf der Bank und frühstückten. Amrei schlug das kleine Buch auf. Es war noch früh und die Fenster waren trotz der Jahreszeit leicht beschlagen. Amrei konnte die Umrisse dreier Rehe sehen, die nur ein paar Meter von der Hütte entfernt grasten und sie zeigte sie Jori.

„Die drei gehören hierher. Ich sehe sie eigentlich immer, wenn ich hier bin. Sie trauen sich sogar vor die Hütte, wenn mein Vater dabei ist. Er lässt sie in Ruhe“, erzählte Jori.

„Danke für die Sachen, Jori.“ Amrei lächelte. Etwas verband sie mit dieser Frau. Jori führte ein ganz anderes Leben als sie. Wahrscheinlich gefiel ihr, dass sie einfach das tat, wovon sie schon als Kind geträumt hatte, und kümmerte sich nicht um Erwartungen anderer, ähnlich wie Magdalena.

„Ich hab gespürt, wie Du gestern Feuer gefangen hast, als ich von den vielen Wundern am Wegesrand gesprochen hab. So eine Begeisterung für die Natur kann man nicht lernen, es ist in einem, verstehst Du?“

„Ja, wahrscheinlich“, stimmte ihr Amrei zu und überlegte. „Aber haben das nicht alle Montafoner?“

„Ich weiß nicht. Ich glaube, sie ist ein so selbstverständlicher Teil ihres Lebens, dass sie nicht weiter darüber nachdenken. Die Natur gibt ihnen den Takt vor und bestimmt die Gesetzmäßigkeiten im Tal. So ist es jetzt und so war es schon vor Jahrhunderten.“ Jori kämmte ihre Haare mit den Fingern und band ihre Mähne zu einem Zopf.

„Ich glaube, das spüren die Menschen, wenn sie hierherkommen“, sagte Amrei.

„Viele Menschen haben den Kontakt zur Natur verloren. Sie ist ihnen irgendwie fremd geworden. Kinder spielen nicht mehr im Wald, sondern hängen vor dem Computer und viele Erwachsene ebenso. Dabei wäre es

so wichtig für alle, sich als ein Teil der Natur zu begreifen. Ich glaube, es würde ihnen Halt geben.“

„Und nur, was man kennt, schützt man auch ...“, dachte Amrei laut.

„Ja, so ist es. Für viele bin ich ein echter Exot. Sie denken, ich bin in einer wundersamen Welt zu Hause, und das ist sie tatsächlich für mich. Immer wieder neu und spannend. Ich vergesse die Zeit, wenn ich draußen bin, beobachte und forsche und lerne dabei so viel über das Leben selbst. Es ist mir auch egal, ob mich andere für verrückt halten, wenn sie sehen, dass ich mit einem Baum oder mit Steinen spreche.“ Jori zuckte mit den Schultern. „Aber nur weil wir einen Mund haben, heißt es nicht, dass wir mehr vom Leben wissen. Ich glaube fest daran, dass es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gibt, als wir mit bloßen Augen sehen können.“

Amrei schwieg. Sie wusste nicht, was sie darauf antworten konnte. Aber sie spürte, dass Jori wieder ihre kindliche Neugier weckte, Zusammenhänge zu verstehen und vor allem über Einfaches zu staunen.

„Ich gehe bald los. Wie ist Dein Plan heute?“, fragte Jori in Amreis Gedanken hinein. „Wolltest Du es heute wirklich bis zur Neuen Heilbronner Hütte schaffen?“

„Ja, eigentlich schon“, antwortete Amrei und wusste, dass fast eintausend Höhenmeter und damit eine anstrengende Strecke vor ihr lag. Ihre Waden hatten sich zwar auf dem nur wenig ansteigenden Weg gestern durch das Verwall erholt, doch irgendwie ging ihr alles zu schnell. Auch wenn sie noch nicht weit gekommen war, sehnte sie sich nach einer Pause, damit sie all die neuen Eindrücke sortieren konnte.

„Eigentlich, so, so. Sind Deine Pläne flexibel? Magst Du mich einen Tag begleiten? Ich könnte hinten am Langsee eine Helferin gebrauchen“, sagte Jori und lächelte Amrei erwartungsfroh an.

19. Wundersame Welt

Das breite Tal wurde immer lichter und erinnerte Amrei an Bilder aus Kanada oder den schottischen Highlands. „Schau mal, hier in der Felsritze siehst Du die Krautweide, von der ich Dir gestern erzählt hab. Und das, was da so gelb leuchtet, ist eine Landkartenflechte.“ Jori zeigte auf einen Felsbrocken. Die beiden waren zusammen zum Langsee gelaufen und hatten Mikroskope, Reagenzgläser, Stativ und Kamera in die Rucksäcke geladen. Plötzlich tauchte das Hochgebirge mit dem Patteriol hinter dem See auf. Stolz spiegelte er sich im dunklen Wasser. Nach der langen Wegstrecke ohne festen Orientierungspunkt wirkte der markante Tiroler Gipfel fast wie die Chinesische Mauer. Amrei blickte auf die mystische

Szene von Berg, See und Spiegelung, bis Jori sie aus den Gedanken riss. Die Biologin hatte schon alles ausgepackt und betrachtete mit einer Lupe die gelbe Flechtenart. Sie winkte Amrei heran. „Flechten sind eine Lebensgemeinschaft aus einem Pilz und einer Alge. Die Partnerschaft existiert nur bei schlechten Voraussetzungen, das ist äußerst spannend“, meinte Jori. „Findet einer der beiden bessere Bedingungen, löst sich die Lebensgemeinschaft auf.“

Amrei dachte nach, ob Flechten in Sachen Beziehung Menschen ähnlich waren.

„Montafoner sind doch eher treue Wesen. Die halten in guten wie in schlechten Tagen zusammen, oder etwa nicht?“, fragte Jori, als ob sie Amreis Gedanken gelesen hätte, zwinkerte ihr zu und kam gleich wieder auf die Flechten zurück. „Flechten sind besonders gute Bioindikatoren. Sie sind natürliche Messgeräte, da sie den Grad der Luftbelastung durch Schadstoffe anzeigen.“ Jori schabte vorsichtig am Fels, um etwas Flechte in ein Reagenzglas zu füllen, das sie später im Unilabor untersuchen würde. Amrei beobachtete, wie bedacht jede ihrer Handbewegungen und Schritte waren. „Die Flächen hier sind sehr empfindlich, da müssen wir wirklich sehr gut aufpassen.“

Neben den ausgedehnten Waldflächen im hinteren Silbertal gehörten auch unberührte hochalpine Räume mit ihren rauen Bedingungen zum Verwall. Dessen Kennzeichen war der Übergang. Hier gingen die Ränder in die Zentralalpen über. Mit den verschiedenen Gesteinen im Untergrund verzahnten sich auch völlig unterschiedliche Lebenswelten und ihre Pflanzen miteinander, die anderswo strikt getrennt voneinander vorkamen.

Ein Schrei erklang inmitten der Stille. Amrei und Jori erschrakten und schauten in den Himmel. Ein Steinadler nutzte den Aufwind und kreiste nur wenige Meter entfernt ohne einen Flügelschlag über dem See.

„Er markiert sein Revier und nutzt dabei die Thermik, um weniger Energie zu verbrauchen“, erklärte Jori.

„Was für faszinierende Tiere. Das ist wirklich magisch, wenn er so nah bei uns ist. Für ihn sind wir wahrscheinlich echte Störenfriede“, sagte Amrei und schaute seinem Segelflug gebannt zu.

„Wusstest Du, dass der Steinadler unfreiwillig zu einem Bergbewohner geworden ist?“, fragte Jori.

„Wirklich? Warum das denn?“, wollte Amrei wissen.

„Er hat sehr hohe Ansprüche an seinen Lebensraum und nur in so unberührten Gebieten wie diesem findet er noch die Ruhe, die er zusammen mit seiner Partnerin zum Nisten und Jagen braucht. So ist aus dem König

der Lüfte ein König der Berge geworden.“

„Dann ist er wie die Flechte also auch ein Indikator dafür, wie intakt die Natur noch ist?“, fragte Amrei.

„Ja, richtig, denn wo er überlebt, können es auch andere seltene Arten wie das Alpenschneehuhn zum Beispiel. Sie sind alle voneinander abhängig.“

Dann fotografierte Jori wieder und nahm weitere Proben am Stein, im Wasser und am Uferrand. Amrei trug Zahlen und Anmerkungen in verschiedene Protokolle ein, die ihr die Biologin diktierte. Sie hatte so etwas noch nie gemacht, fand es aber spannend, sich einem Gebiet auf diese Weise zu nähern. „Warum muss das so genau dokumentiert werden?“, fragte Amrei.

„Der Klimawandel ist auch hier schon deutlich spürbar, auch wenn man das mit bloßem Auge nicht sieht. Aber ich forsche seit fast zwanzig Jahren im Verwall. Die Erwärmung treibt das Leben aus seinen angestammten Orten. Viele Tierarten fliehen weiter nach Norden. Pro Jahr wenige Zentimeter bis mehrere Kilometer. Auch Pflanzen flüchten an kühlere Plätze. Doch nicht überall finden sie die Bedingungen, die sie zum Überleben brauchen. Außerdem können sie ja nicht einfach wegfliegen“, erklärte Jori.

Amrei wurde nachdenklich. Sie hörte von Jori, dass Tiere eine Schlüsselrolle beim Klimaschutz spielten. Dadurch, dass sie die Früchte und Samen der Pflanzen fraßen und anderswo wieder ausschieden, boten sie diesen Mitflug- oder Mitfahrgelegenheiten. Auch waren die Moore wertvolle Klimaschützer, indem sie wie ein Schwamm enorm viel Kohlenstoff speichern konnten.

„Moore entstehen und bleiben auch nur dort, wo die Verdunstung stets kleiner ist als der Niederschlag und das Wasser kaum im Boden versickert“, erläuterte Jori.

Amrei war fasziniert und betroffen zugleich, denn jetzt verstand sie noch mehr, wie sensibel die Natur und wie gefährdet Räume wie das Verwall mit seinen seltenen Pflanzen- und Tierarten waren. Das Klima veränderte sich nicht irgendwo weit weg an der Arktis, sondern direkt vor ihrer Haustür.

„Alles ist miteinander verzahnt. Wenn ein Zahn nicht mehr in den anderen greift, brechen auch die anderen früher oder später unter der Last heraus. Es ist ein Kreislauf und wir sitzen alle im selben Boot“, kommentierte Jori ihre unausgesprochenen Gedanken.

20. Die Nachricht

Die beiden verbrachten Stunden damit, ein kleines Gebiet des Langsees genauestens zu dokumentieren, und bemerkten nicht, wie schnell die Zeit verflog. Plötzlich hörten sie einen Piepton. „Mein Handy!“, rief Amrei. Sie fühlte sich, als käme sie aus einem anderen Universum wieder in die Realität zurück. Sie sprang zu ihrem Rucksack, fischte das Gerät aus der Seitentasche und sah, dass sie mehrere Anrufe in Abwesenheit und zwei Nachrichten bekommen hatte, alle von Thomas' Handy. „Liebe Mama, ich war im Krankenhaus. Bitte ruf mich an. Deine Minna“, stand als SMS auf dem kleinen Bildschirm. „Oh Gott!“, entfuhr es Amrei. Sie konnte gar nicht glauben, dass sie für eine kurze Zeit nicht an zu Hause, an die Kinder und Thomas gedacht hatte.

„Ist etwas passiert?“, fragte Jori.

„Mit Minna ist etwas“, antwortete Amrei, „ich muss sie sofort anrufen.“ Sie wählte die Nummer, doch der Anruf wurde wieder abgebrochen. Die Verbindung war zu schlecht. Amrei ging von einer Stelle zur anderen und blickte hektisch auf ihr Handy, um zu sehen, wo sie einen besseren Empfang hatte. Ihr Puls ging nach oben, ihr Herz klopfte ganz schnell. Das waren genau solche Momente, die sie hasste. Veränderungen. Unvorhersehbares. Nicht nur, dass sie selbst etwas tat, was für sie komplettes Neuland war. Sie hatte damit auch keine Handhabe mehr darüber, was zu Hause passierte. Endlich läutete es durch. Thomas nahm ab. Amrei spürte einen Kloß im Hals, als sie seine Stimme hörte, die nur verzerrt bei ihr ankam.

„Thomas? ... Ich bin's. Gott sei Dank erreiche ich Euch“, sagte Amrei aufgelöst. „Was ist mit Minna?“

„Sie hat im Garten gespielt und ist am Fuß von einer Biene gestochen worden“, antwortete Thomas.

„Und jetzt? Warum wart Ihr im Krankenhaus?“

„Der Fuß ist so stark angeschwollen. Wir sind erst zum Arzt, aber er wollte, dass wir nach seiner Behandlung zur Sicherheit noch dort nachschauen lassen.“

Amrei musste ihm jede Information aus der Nase ziehen. Immer wieder fragte sie nach, um genau zu wissen, was jetzt los war.

„Ihr geht es wieder gut. Alles im grünen Bereich. Sie hat wohl leicht allergisch reagiert, die Schwellung ist dann recht schnell zurückgegangen.“

„Wo ist sie jetzt?“, wollte Amrei wissen.

„Sie liegt auf dem Sofa. Deine Mama kühlt ihr grad weiter den Fuß.“

„Gib sie mir mal bitte.“ Amrei hörte, wie Thomas das Telefon in die

Stube trug. Es raschelte.

„Hallo? Hallo Mama?“

„Grüß Di, meine Kleine! Wie schön, Dich zu hören. Was machst Du denn für Sachen? Wie geht es Dir?“, fragte Amrei und ihr Herz schlug höher. „Blöde Biene. Mein Fuß tut immer noch weh“, antwortete Minna mit gedämpfter Stimme.

„Ist er noch dick?“

„Nee. Ich hab so eine Tablette vom Doktor bekommen und einen Traubenzucker ... Und im Krankenhaus haben sie mir einen Verband mit Herzen drumgewickelt. Der sieht echt lustig aus. Die Krankenschwester hat gemeint, dass ich dann nicht dran kratzen kann.“

„Das war eine gute Idee von ihr.“

„Ahna liest mir grad eine Geschichte vor.“

„Das ist schön.“ Amrei wollte ihre Mutter jetzt nicht sprechen. Sie konnte sich schon denken, wie sie das Gespräch mit vorwurfsvoller Miene mithören würde. „Dann grüß sie mir ganz lieb, ja?“

„Wann kommst Du nach Hause?“, fragte Minna.

Amrei traf die Frage mitten ins Herz und Tränen schossen ihr in die Augen. „Bald, ganz bald. Und denken tue ich sowieso jede Minute an Dich und Laurin.“

„An Papa auch?“, wollte ihre Tochter wissen.

„Ja, an Papa auch“, sagte Amrei. Sie redeten noch ein bisschen, dann war die Verbindung wieder so schlecht, dass Amrei sich verabschieden musste.

21. Himmlisches Zeichen

„Du schaust aber blass aus“, meinte Jori, als Amrei zurück zum Ufer kam. „Geht es Deiner Kleinen nicht gut?“ Amrei erzählte ihr, was passiert war, aber dass Minna wieder okay war. „Trotzdem scheinst Du nicht glücklich zu sein“, bemerkte Jori. Amrei machte ein verkniiffenes Gesicht und ihre Augen wanderten schnell hin und her. Sie überlegte. In diesem Augenblick hätte sie sich am liebsten mit einem Fingerschnips zurück nach Hause befördert. Sie als Mutter hätte Minna trösten und ihr eine Geschichte vorlesen sollen, dachte sie laut.

„Meinst Du nicht, dass Du zu streng mit Dir selber bist?“, fragte Jori.

„Das hätte doch auch während Deiner Arbeitszeit passieren können oder wenn Du Deine Schwester allein in Bregenz besucht hättest.“

„Ja, aber das hier ist etwas anderes“, antwortete Amrei.

„Was heißt denn ‚das hier‘? Hast Du etwa ein schlechtes Gewissen, weil Du Dir eine Auszeit gönnst und Deine Heimat kennenlernen willst oder

geht es um etwas anders?“, wollte Jori wissen.

„Ach, ich weiß auch nicht.“ Amrei war in Gedanken schon längst vom Langsee nach Hause geflogen.

„Komm, jetzt fahren wir zurück zur Hütte, essen etwas zusammen und wenn Du unbedingt willst, dann fahr ich Dich heute Abend nach Hause, sobald ich die Daten von heute eingetippt hab. Okay?“ Jori sah Amrei aufmunternd an.

In der Nachmittagssonne kehrten sie zurück zu Joris Hütte, wo die sie sich ein einfaches Essen aus Eiern und Kartoffeln kochten. Amrei setzte sich nach draußen auf die Bank und lehnte sich an die warme Holzwand. Innen war nur das Klackern der Tastatur von Joris Laptop zu hören. Sie tippte die Werte ein und lud die Fotos auf eine Festplatte. Amrei überlegte, was sie tun sollte. Hier war die letzte Gelegenheit auf ihrer Tour umzukehren. Nach dem Langsee würde sie zur Neuen Heilbronner Hütte aufsteigen. Dann konnte sie erst am Kopsstausee wieder aussteigen. War sie egoistisch, wenn sie ihre Tour fortsetzte? Konnte sie sich überhaupt darauf konzentrieren und vor allem das Unterwegssein auch genießen? Am liebsten hätte sie mit Magdalena gesprochen. Sie überlegte, dass es vielleicht besser gewesen wäre, einfach ein paar Tage zu ihr zu fahren.

Sie bewunderte die weltoffene Art ihrer Schwester und sie hätte ihr sicher eine andere Sicht auf die Dinge gegeben. Dann dachte sie an Ehni. „Ach, Ehni, Herrgött. Was soll ich jetzt machen?“, murmelte Amrei vor sich hin und blickte in den fast wolkenlosen Himmel.

„Was hast Du gesagt?“, drang es von der Stube nach draußen.

„Nichts ist. Passt alles“, antwortete Amrei und wandte sich wieder an Ehni. „Nee, Ehni, nichts passt. Du musst mir helfen!“ Sie lief nach innen, holte Ehni Stein aus der Jackentasche und kramte seinen Brief aus dem Rucksack, den sie sorgsam dort verstaut hatte. Sie nahm ihn mit auf die Bank und streichelte über das schöne Papier mit den eingearbeiteten getrockneten Blüten. Aber es fühlte sich nicht so an, als ob sie ihn jetzt öffnen sollte, das spürte sie ganz genau. Mit dem Brief auf dem Bauch und den vielen Fragen war sie irgendwann auf der Bank eingeschlafen. Jori weckte sie mit einer Tasse Kräutertee.

„Huhu, Schlafmütze“, sagte sie, „hast Du Dich ein bisschen vom Schock erholt?“

„Oh, wie spät ist es denn?“ Amrei richtete sich auf und Ehni Brief fiel auf den Boden.

„Ups“, Jori bückte sich und hob den Brief auf. „Hast Du Himmelspost bekommen? Briefträger kommen hier doch nur an ihren freien Tagen vorbei.“

„Er ist von meinem Ehni.“ Amrei erzählte Jori, wie wichtig er für sie noch immer war und dass er irgendetwas mit ihrer Reise zu tun hatte.

„Oh, schon halb sechs. Na, wie sieht es aus? Soll ich Dich nach Latschau bringen?“

„Wenn Du mich so fragst, sage ich sofort ja. Aber irgendwie hab ich das Gefühl, ich sollte die Tour nicht abbrechen. Auch wenn ich das nicht erklären kann, aber ich muss es tun, für mich und meine Familie. Vielleicht ...“ Weiter kam Amrei nicht. Ein zweites Mal an diesem Tag hörte sie den Adlerruf. Er kreiste wieder ganz in ihrer Nähe.

„Wenn das nicht ein Zeichen ist?“, meinte Jori und lächelte. „Wir hatten zu Hause ganz viele Bücher über indianische Weisheiten. Die habe ich als Kind verschlungen. Ein Adler lässt sich nie von Hindernissen aufhalten, er kreist über den Dingen.“ Und zu Amrei gewandt sagte sie: „Aber manche haben Angst davor, eine Luftaufnahme ihres Lebens zu machen. Wenn Du einmal von oben drauf geschaut hast, erkennst Du auch, was Du vielleicht bislang nicht sehen wolltest.“

22. Wildes Meer

Die Wolken zeichneten Schatten auf die grünen Alpweiden unter den grauen Felsgipfeln. Amrei war früh aufgebrochen, nachdem sie sich eine weitere Nacht in dem kleinen Bett in Joris Hütte hin und her gewälzt hatte. Sie war noch lange mit ihr dagesessen. Sie hatten über alte und neue Werte, die enge Familienbande und die Erwartungen anderer gesprochen. Dabei hatten sie festgestellt, wie schwer es manchmal war, seinen Platz in einem vorgegebenen System auszufüllen und dabei seine Vorstellungen für das eigene Leben nicht zu vergessen, sofern man diese überhaupt kannte. Es hatte sie überrascht, dass sich auch Jori immer wieder neu ausrichten musste, um sich und ihrem Weg treu zu bleiben. Sie hatte Amrei auch erzählt, wie ihr das Verwall immer wieder dabei half, aus ihren eigenen Gedankenschleifen herauszukommen. „Wir haben ungefähr 60.000 Gedanken am Tag“, hatte sie gesagt, „und alle wollen Dir etwas mitteilen. Ein Gefühl, eine Idee, doch auch ganz viel Belangloses. Deshalb sollten wir uns gut zuhören und ab und an klar Schiff machen, um nicht unterzugehen.“

Dieser Tag und die zwei Abende mit dieser für sie so bemerkenswerten Frau hatten etwas in ihr bewegt. Amrei dachte an den Adlerflug, den sie sich schon am Itonskopf gewünscht hatte. Noch vor ein paar Tagen wäre es für sie keine Frage gewesen, ihre Tour abzubrechen. Aber jetzt? Trotzdem fühlte sie sich innerlich zerrissen. Erneut kam sie zum Langsee und

suchte noch mal den Punkt mit dem besten Empfang. Ihr Handy pieps-te. Thomas hatte ihr geschrieben, dass Minna gut geschlafen hatte und außer einem kleinen roten Fleck an der Einstichstelle nichts mehr zu sehen war. Amrei war erleichtert und versuchte zu Hause durchzuklingeln, aber es hob niemand ab. Dann versuchte sie, ihre Schwester anzurufen, und war froh, als sie die vertraute Stimme hörte.

„Servus, Schwesterherz. Hängst Du irgendwo am Berg fest oder warum rufst Du mich um sieben Uhr an?“, blaffte Magdalena.

„Ach ... Minna. Sie ist gestern von einer Biene gestochen worden und war im Krankenhaus.“

„Was? Ist sie immer noch dort?“, fragte ihre Schwester besorgt.

„Nein, das war nur kurz, um zu schauen, warum der Fuß so angeschwollen ist.“ Amrei schluckte. „Jetzt geht es ihr anscheinend wieder gut.“

„Das heißt ... Du bist jetzt wo?“

„Am Langsee im hinteren Silbertal.“

„Ich weiß, wo der Langsee ist. Dann ist doch alles in Ordnung, oder?“

„Ja und nein.“

„Dann tu mir den Gefallen und nimm das Ja“, antwortete Magdalena.

Amrei erzählte ihr von ihren Gewissensbissen und ihrer Sorge um ihre kleine Familie.

„Hallo, Amrei. Es war ein Bienenstich, kein Beinbruch oder so was. Wie oft ist uns das passiert, als wir klein waren?“

„Oft.“

„Siehst Du. Was haben wir dann gemacht?“

„Ahna, Ehni, Mama oder Tante Maria, irgendjemand war immer da und hat uns die Stelle gekühlt.“

„Siehst Du. Auch bei Minna war jemand da, den sie lieb hat. Du musst nicht wie eine Glucke über den Kindern brüten.“

„Aber sie hat gefragt, wann ich wiederkomme.“

„Ist doch klar, dass sie Dich vermisst. Aber ich denke, wir unterschätzen oft, wie weise Kinder sind. Minna spürt, dass Du trotzdem bei ihr bist. Vergiss nicht, dass sie schon elf ist.“

Amrei und Magdalena redeten noch ein paar Minuten. Dann probierte sie es noch mal zu Hause. Sie schrieb Thomas, dass sie sich heute Abend von der Hütte aus melden würde. Sie setzte sich ans Ufer und sprach ein kleines Gebet für Minna, so wie es ihre Mutter immer abends an ihrem Bett für sie und Magdalena getan hatte. Sie blickte auf die Wasseroberfläche und den Patteriol, der sich heute in einer anderen Stimmung darin spiegelte. Sie versuchte, ihre Gedanken auf die Forschungsmission mit Jori zu lenken. Die vielen Wunder, die sie am See entdeckt hatte, würde

sie sicher nie mehr vergessen. Sie hob einen winzigen Stein auf und steckte ihn in einen kleinen Stoffbeutel, den sie von Jori bekommen hatte, um die Schätze ihrer Tour sicher aufzubewahren. Ehnis Stein aber behielt sie in der Jackentasche. Sie stieg auf Holzstegen durch das Sumpfgebiet des Silbertaler Winterjöchles hinab und erreichte bald den Bachlauf der Rosanna, die sie durch das Schönverwall bis zum Verbellner Jöchle begleitete. Eine Grenzwanderung entlang dem Patteriol. Er war das Wahrzeichen des Verwalls, gehörte aber bereits zu Tirol. Amrei fand, dass er von dieser Seite wie eine Faschingsmütze aussah. Als sie durch das lange Tal der Rosanna bergauf wanderte, fragte sie sich, wie man eigentlich auf den über dreitausend Meter hohen Gipfel kommt, so unnahbar und unbezwingbar erschien er von dieser Seite. Ehni hatte den Berg mit zwei seiner Freunde schon mehrmals bestiegen und einmal hatten sie eine Gruppe Jungsteinböcke ganz aus der Nähe beobachtet. Eine Leidenschaft, die er sich erst spät erlaubt hatte. Es war Luxus für ihn gewesen, einfach wandern zu gehen und die Gegend zu Fuß zu erkunden, das wusste sie. Er war schon fast siebzig gewesen, als er das erste Mal oben gestanden und begeistert davon geschwärmt hatte. Die Aussicht vom Gipfel musste fantastisch sein. Nichts versperrte die Sicht. So präsentierten sich im Norden die Lechtaler Alpen, das Lechquellengebirge mit den Allgäuer Alpen dahinter und gegenüber die imposanten Gletscher der Silvretta sowie der Ortler und der Piz Bernina in Italien. Im Westen ragten über dem Rheintal die Schweizer Viertausender auf. Schon allein hier vom Weg aus war Amrei fasziniert von den eigentümlichen, felsig-dunklen Bergsilhouetten des Verwalls, die sich über den Alpweiden wie wilde Wellen auftürmten. Die vorüberziehenden Wolken ließen sie wie bewegt erscheinen. Ein Bild, das perfekt zu ihrem momentanen inneren Zustand passte. Am Wegesrand ragten zahllose Steinmännchen vom Boden auf. Sie wollte ebenfalls ein sichtbares Zeichen setzen und schichtete große und kleine Steine übereinander. Sie musste sie perfekt ausbalancieren, manche wieder austauschen, weil sie einfach nicht aufeinanderpassen wollten. Vielleicht sollte sie das auch mal in ihrem Leben tun, dachte sich Amrei, einfach aussortieren, was nicht mehr passt. Diese Gegend war so ursprünglich und kraftvoll, dass es sie im Innersten anrührte. Eine Magie, der sie sich nicht entziehen konnte und ihr doch noch den nötigen Rückenwind gab, die restlichen Höhenmeter bis zur Neuen Heilbronner Hütte zu schaffen.

23. Montafoner Herzschlag

Die Hütte lag oberhalb der Scheidseen. So allein inmitten der hohen Wiesenberge und dem Steppengras wirkte sie wie eine Burg. Die Seen waren idyllisch in die Bergkulisse einbettet und markierten die europäische Wasserscheide von Donau und Rhein und damit von Nordsee und dem Schwarzen Meer. Von hier ging ein Netz von Höhenwegen in alle Richtungen. Außerdem kamen viele Biker vom Tal und von Tirol hinauf. Amrei war erst einmal von den vielen Menschen überfordert. Sie hatte auf dem Weg nur eine kleine Wandergruppe getroffen, ansonsten war sie ganz alleine in das Verwallmeer und ihren eigenen Gedankensturm abgetaucht. Zuerst telefonierte sie mit Minna und sie war froh, dass sie wirklich keine Schwellung mehr am Fuß hatte und der Stich nur ab und an noch schmerzte. Sie versprach ihrer kleinen Tochter, ein schönes Bild von der Hütte zu machen und es ihr zu schicken, wenn sie wieder besseren Empfang hatte.

„Servus, Amrei, was verschlägt Dich hier rauf?“, fragte die Hüttenwirtin überrascht und jonglierte ein riesiges Tablett mit Getränken. Amrei kannte Sarah von Festen gemeinsamer Freunde. Sie war quasi hier oben groß geworden, weil die Familie die Hütte schon seit Ende der 1970er bewirtschaftete. „Sag, was machst Du mitten in der Saison hier oben bei uns?“, fragte sie noch einmal.

„Ich geh grad aus meiner Komfortzone raus“, antwortete Amrei und lächelte dabei.

„Ja, Du schaust ein bisschen mitgenommen aus“, scherzte Sarah. Sie plauderten ein bisschen, doch viel Zeit zum Reden hatte die Wirtin nicht. Sie managte mit ihrer Familie und ihren kleinen Kindern die große Hütte mit über einhundertdreißig Schlafplätzen und machte auch im Winter keine Pause, weil sie dann die Skischule ihrer Eltern betrieb. Amrei wusste, dass ihr Tag um fünf Uhr begann und sie von der Büroarbeit über Gästeanfragen und Service wie ein Joker überall einsprang und am Abend noch Limonade ansetzte und Marmelade fürs Frühstück einkochte. Auch die Hüttenküche war bei den Gästen ziemlich beliebt: Vom Montafoner Krautknöpfli bis zum Goji-Ingwer-Shot und veganem Erdnuss-Süßkartoffel-Eintopf gab es hier einiges, was man auf einer Hütte nicht erwarten würde. „Manche haben Energie für zwei Leben“, dachte sich Amrei, als sie Sarah und deren Vater in Aktion sah. Langsam gewöhnte sie sich an den Trubel um sie herum, zog sich aber bald auf das Dreibettzimmer zurück. Sie hatte Glück und konnte es ganz für sich nutzen. Sie öffnete das Fenster, hängte Shirt und Hose zum Trocknen

auf einen Bügel und legte ein kleines Foto von Minna und Laurin sowie Ehnis Stein auf den kleinen Tisch neben dem Bett. Sie setzte sich hin und blätterte in ihrem Notizbuch. Bis jetzt hatte sie noch fast nichts reingeschrieben. Sie dachte an die kleine Geschichte, die sie vor einiger Zeit notiert hatte, und las sie erneut.

Ein Mönch lebte in der Abgeschiedenheit. Als ihn einige Menschen besuchten, fragten sie ihn: „Was für einen Sinn siehst Du in einem Leben in der Stille?“ Der Mönch schöpfte gerade Wasser aus dem tiefen Brunnen und antwortete: „Schaut hinunter. Was seht ihr?“

Die Leute blickten in den Brunnen und sagten verwundert: „Nichts.“
Es war still.

Nach einer Weile forderte der Mönch die Leute erneut auf:
„Schaut hinunter. Was seht Ihr jetzt?“

Die Leute blickten in das Wasser und sagten: „Jetzt sehen wir uns selbst.“
„Seht Ihr“, antwortete der Mönch, „vorher war das Wasser unruhig, jetzt ist die Oberfläche glatt. Das ist die Erfahrung der Stille: Man sieht sich selbst. Aber wartet noch einen Moment.“

Nach einer Weile sagte der Mönch wieder: „Schaut in den Brunnen. Was seht Ihr jetzt?“ „Was sollten wir wohl jetzt noch sehen?“, wunderten sie sich, blickten aber erneut hinab. „Nun sehen wir die Steine auf dem Grund des Brunnens“, sagten sie. Der Mönch blickte sie an und sprach: „Das ist die tiefe Erfahrung der Stille. Wenn man lange genug wartet, sieht man den Grund aller Dinge.“

Amrei saß auf einem Stein am Ufer der Scheidseen. Es war Nacht. Sie konnte nicht schlafen und war trotz Hüttenruhe noch einmal hintergelaufen, auch wenn ihre Füße kaum mehr in die Wanderschuhe wollten. Sie lief lieber barfuß, aber hier war es zu kalt und zu steinig. Das Mondlicht ließ das Wollgras aufleuchten. Auf der glatten, dunklen Wasseroberfläche spiegelte sich das Sternennfirmament wie ein zweites Universum. Amrei tat sich schwer mit der Stille. Dazusitzen, ruhig zu sein, das war sie nicht gewohnt. Eigentlich dachte sie, so gelassen und entspannt zu sein wie die meisten Montafoner. Sie waren fleißig, ständig am „Schaffa“ wie sie es nannten, dennoch ließen sie sich nicht hetzen. Sie beherrschten die Zeit, nicht umgekehrt. Aber sie vermisste diesen typischen Herzschlag dieser Menschen in sich, der auch ihren Takt vorgab. Unwillkürlich legte sie die linke Hand auf ihr Herz. Wie konnte sie ihn wiederfinden? Sie blickte in den nächtlichen Himmel und überlegte, ob das vielleicht der Grund dafür war, dass sie sich auf den Weg gemacht hatte.

24. Altes Erbe

Amrei sah das blau-milchige Wasser des Kopsstausees schon von Weitem. Bald würde sie die Silvretta erreichen. Sie war erst gegen zwei Uhr eingenickt und froh, dass sie noch ein paar Stunden Schlaf abbekommen hatte, bevor sie ihr Lager hatte räumen müssen. Sie wanderte durch das Verbellatal. Hier zeigte das Verwall noch sein raueres Gesicht. Anders als in der unteren Etage musste Amrei ihre Tritte bewusst setzen, um nicht auf den noch feuchten Steinen abzurutschen. Ihr war es ganz recht, denn so hatte sie weniger Gelegenheit zum Abschweifen. Auch die Landschaft wurde allmählich karger. Die Weiden waren mit Findlingen durchsetzt. Statt bunter Alpweiden gediehen hier Disteln, das Wasser kam in riesigen Bächen herunter, an den Seen wuchs kein Schilf oder Gras wie am Langsee. Auch Wasserläufer oder Libellen entdeckte Amrei hier nicht. Ein einzelner Zitronenfalter landete auf Amreis Arm. „Hey, mein Freund, hast Du Dich verfliegen oder wo willst Du hin?“, fragte sie ihn. „Hier gibt’s nichts zu fressen für Dich.“ Er setzte sich auf einen kleinen Schneerest und spreizte seine leuchtend gelb-grünen Flügel. Früher hieß das Verbellatal wohl Val bella, das schöne Tal. Die Rätoromanen waren vor Jahrhunderten über das Zeinisjoch hierhergekommen und hatten es so getauft. Andere Ecken des Montafon hatten die Walser für sich entdeckt. Deren beider Einflüsse waren an vielen Stellen sichtbar: In der Art und Weise, wie sie ihre Häuser bauten, aber vor allem in der Montafoner Mundart, dem Muntafunerisch. Rätoromanische Wörter verbanden sich darin mit Walliser Lautungen und dem Niederalemannischen zu einer Einheit. Auch Redewendungen und grammatikalische Eigenheiten hatten sich bis heute erhalten, und die Montafoner, so schien es ihr, waren stolz auf ihre Sprache, die wie die Erzählkultur zum immateriellen Kulturerbe der UNESCO zählte. Sie wurde im ganzen Tal gesprochen und bewusst von den Einheimischen gepflegt. Amrei hatte noch nie direkt darüber nachgedacht, aber sie liebte den Klang dieser Sprache, die für sie wohlwollend und freundlich klang. Das empfanden auch viele der Gäste im Hotel so, in dem sie arbeitete. Nicht alles konnten sie verstehen, aber sie übersetzte gerne Begriffe für sie wie „Z’marend“ für Brotzeit oder „Pfulfa“ für Kissen. Ein Murmeltier stellte sich im Gras auf und riss Amrei mit seinen Pfiffen aus ihren Gedanken. Es stand nur zwei Meter von ihr entfernt und hatte es überhaupt nicht eilig, in seine Gänge abzutauchen. Lautstark warnte es seine Verwandten erneut. „Schon gut“, beruhigte es Amrei, „ich tue Dir und Deiner Familie nichts.“ Das Murmeltier drehte schnell den Kopf hin und her, um den Überblick

über die Lage zu behalten und verschwand dann in einem Bodenloch. An der Verbellaalpe hätte sie gern noch den Abzweig zum Wiegensee genommen. Jori hatte ihr erzählt, dass das Gebiet eine extrem vielfältige Moorlandschaft und ein wunderbares Beispiel für einen natürlichen Stausee war. Vom Ufer her wuchsen Gräser und Moose mit ihren Trieben auf die Wasseroberfläche hinaus und bildeten eine Art schwimmende Pflanzendecke. Dieser Schwingrasen war wohl ein Zeichen dafür, dass der See langsam verlandete. Jori hatte vor allem vom letzten Abschnitt des Weges geschwärmt, der oberhalb der Baumgrenze verlief und wunderschöne Ausblicke in die Silvretta bot. Doch bereits von der Verbellaalpe aus sah Amrei deren mächtige Steinriesen wie die Ballunspitze und Vallüla. Schon bei Sonnenlicht wirkten sie unnahbar und abweisend, aber auch ziemlich beeindruckend. Anders als im Verwall besänftigten keine grünen Teppiche ihre Erscheinung und sie flößten Amrei ziemlichen Respekt ein.

Bald erreichte sie den Weg über den Kopsstausee, der als riesiger Wasserspeicher diente. Das erste Kraftwerk wurde bereits Ende der 1960er Jahre eingeweiht, fast fünf Jahre später das zweite. Doch von beiden konnte Amrei nur das Portalbauwerk sehen, alles andere spielte sich unter der Erde ab. Ein Nachbar arbeitete dort und hatte erzählt, dass die Kraftwerke komplett ins Berginnere gebaut wurden. Die Kaverne war wohl so riesig, dass darin das Hauptschiff des Wiener Stephansdomes Platz hätte. Außerdem meinte er, dass sie eine coole Kulisse für James Bond-Verfilmungen hergeben würde. Amrei blickte an der riesigen Stau-mauer hinunter, die oben überhing, und konnte sich vorstellen, wie sich 007 hier eine wilde Abseilaktion mit seinen Verfolgern liefern könnte. Sie wusste, dass ab jetzt nur noch wenig Grün und viel Fels ihr ständiger Begleiter sein würde, und hoffte, dass dieser gnädig mit ihr wäre. Der Weg von der Neuen Heilbronner Hütte zum See hinab hatte sie in ein-einhalb Stunden geschafft. Jetzt lag eine knackige Etappe mit eintausend Höhenmetern und sechseinhalb Stunden vor ihr. Sie wollte heute unbedingt die Bielerhöhe mit dem Silvrettasee erreichen. Amrei stieg den steilen Weg hinauf ins Hochtal unterhalb der Vallüla. Wie oft hatte sie den markanten Gipfel am Talschluss schon von Vandans aus bewundert, vor allem am Abend, wenn er nach einem sonnigen Tag vom Abendrot beschienen wurde und wie eine riesige Pyramide wirkte. Anders als erwartet, war es anfangs noch grün und das Montafoner Braunvieh graste auf den Alpweiden. Bald säumten Latschenkiefern den Weg. Auch heute hatte sie Glück mit dem Wetter, bislang war es auf ihrer Tour nur einmal ein bisschen bedeckt gewesen. Es war trotz der Höhe extrem warm

und Amreis Shirt klebte bald an ihrem Rücken. Bis jetzt konnte sie noch keinen Fortschritt erkennen, dass sie leichter den Berg hinaufkam als am ersten Tag. Sie hielt immer wieder kurz an, um durchzuatmen und Luft zu holen. Ehni hatte ihr mal den Tipp gegeben, gleichmäßige Schritte zu gehen und an einer Stelle anzuhalten, an der man nach dem Pausieren wieder flach anlaufen konnte. Doch das war hier nicht möglich. Es war viel zu steil und sie zu untrainiert. So schnaubte sie immer wieder ein leises „Herrgöttzack“ in die Luft. Das Fluchen hatten ihre Eltern ihr als Kind vergeblich versucht abzugewöhnen. Doch das war eins der wenigen Dinge, bei denen sie nicht nachgegeben hatte.

Bald waren die grünen Flächen verschwunden. Nach dem Vallülasee führte ein Joch zwischen der Großen und Kleinen Vallüla hindurch. Von hier wäre es nur noch eine halbe Stunde bis zum Gipfel der Großen hinauf, doch dafür musste man absolut trittsicher und schwindelfrei sein. Das Joch war schmal, schroff und extrem felsig, doch der Ausblick von hier entschädigte sie für den Anstieg. Vor ihr ragten die Dreitausender der Tiroler Silvretta empor, vor allem das Hohe Rad konnte sie toll sehen. Es hatte es nicht ganz in die hohe Riege geschafft, ihm fehlten sechsundsechzig Meter.

Amrei war wieder ganz allein in der Landschaft unterwegs, ganz anders als auf den direkten Wegen zu den Ausflugsalpen, wo sich Wanderer und Mountainbiker mit handgesenntem Käse und Brot stärkten, das ihnen freche Dohlen stibitzen wollten. Abseits dieser Haupttrouten durch das Montafon fühlte sie sich wie eine einsame Kämpferin im Wind. Nach vielen Stunden des Alleinseins hörte Amrei wieder Zeichen der Zivilisation. Fahrgeräusche der Silvretta Hochalpenstraße drangen zu ihr in die Höhe. Vom Bielerkopf aus sah sie auf das Treiben unter ihr. Die Motorräder und Autos, die dort hin und her fuhren, die vielen Menschen, die versuchten von der Staumauer des Silvrettasees einen Blick auf den berühmtesten und höchsten Berg Vorarlbergs, den Piz Buin, zu erhaschen, erinnerten Amrei an das Gewimmel an einem Bienenstock. Langsam stieg sie zur Bielerhöhe und zum See hinab. Sie hatte ihre nächste große Etappe geschafft.

25. Findige Idee

„Grüße aus der Südsee“, tippte Amrei am nächsten Morgen unter das Bild und schickte es ihrer Schwester. Prompt kam eine Antwort zurück. „Die Farbe ist der Kracher! Aber Südsee? Im Leben nicht. Du würdest das Montafon niemals verlassen. Grüße an den Silvrettasee!“, schrieb ihre Schwester und setzte einen zwinkernden Smiley dahinter. Amrei

lehnte am Geländer der Hotelterrasse und schaute auf den See. Hinter dem türkisfarbenen Wasser leuchteten die schnee- und eisbedeckten Felsen der Dreitausender noch gigantischer hervor. Kein Wunder, dass dieser Platz Menschen aus aller Welt wie ein Magnet anzog. Wenn es einen internationalen Hotspot im Montafon gab, dann war es definitiv dieser hier, dachte sich Amrei. Sie hatte gestern quirlige Spanierinnen, fein gekleidete Araber und Amerikaner mit Kamera um den Hals beobachtet und darüber gestaunt, dass man einen Gletscherblick ganz ungeeignet auch in Flip-Flops oder Stöckelschuhen haben konnte.

„Regarde le bleu, Claire! C'est magnifique!" (*Schau Dir das Blau an, Claire! Das ist wunderschön!*) Der Mann neben ihr winkte eine Frau ans Geländer. Sein Gesicht strahlte. „Ah, oui! Qu'est que ce beau!" (*O ja, wie schön das ist!*), antwortete sie und die beiden standen Arm in Arm da und genossen die Szenerie. Amreis Blick blieb an ihnen hängen. Sie konnte sehen und spüren, wie glücklich sie waren. Der Mann bemerkte, wie Amrei sie ansah und grüßte sie in gebrochenem Deutsch.

„Guten Tag, meine Dame!"

„Guten Tag, Monsieur ... Madame!" Amrei nickte den beiden freundlich zu. Durch ihre Arbeit im Hotel konnte sie zumindest ein paar Worte in deren Landessprache.

„Sie sprechen ja französisch“, freute sich der Mann.

„Äh, non, eigentlich nicht“, stotterte Amrei.

„Ist das nicht wunderschön?“ Amrei mochte, wie der Mann das S weich aussprach und aus dem nicht ein nisch machte, das klang sehr sympathisch.

„Sind Sie von hier?“, fragte er.

„Ja, ich bin eine Montafonerin.“

„Das klingt stolz, wie schön.“

Amrei hatte selbst bemerkt, dass sie sich ein Stück weit aufgerichtet hatte, als sie sich als Montafonerin vorstellte, das kannte sie von sich nicht unbedingt. Eben wie ein Berg, der selbstverständlich in der Landschaft steht.

„Oh, sagen Sie, wie spreche ich das richtig aus?“ Der Mann zeigte auf ein Wort in seinem Reiseführer.

Amrei lachte. „Das ist allerdings wirklich ein Zungenbrecher. S-i-l-v-e-r-e-t-t-a-s-e-e“, sagte sie ganz langsam. Der Mann verstand immer etwas mit „Silvester“ und es dauerte eine Weile, bis sie den beiden verständlich gemacht hatte, dass der See nichts mit dem Patron des Jahreswechsels zu tun hatte. Sie stellten sich Amrei als Claire und Bertrand vor. Sie kamen aus Fountainebleau, sechzig Kilometer von Paris entfernt. Amrei

mochte die beiden sofort. Sie schätze sie auf über siebzig. Sie waren in der Nähe von Straßburg groß geworden und konnten sich deshalb gut auf Deutsch verständigen. Sie unterhielten sich eine Weile. „Möchten Sie sich für das Frühstück zu uns setzen?“, fragte Bertrand höflich. „Das wäre uns eine Ehre.“

„Und mir eine Freude.“ Amrei setzte sich mit den beiden an einen großen Tisch, von dem aus sie weiter das Südsee-Glück genießen konnten. Hinten an der Staumauer wimmelte es wie gestern, alle wollten sie den König der Vorarlberger Gipfel sehen.

Das Paar machte eine Rundreise durch Österreich und hatte sich ganz besonders auf das Montafon gefreut. Sie waren erst gestern bei Dunkelheit angekommen, deshalb hatte sie der Anblick heute Morgen umso mehr überrascht.

„Erzählen Sie uns bitte ein bisschen von dem See und besonders von diesem Berg dahinter!“

Von Ehni wusste Amrei, dass der Bau des Stausees 1938 begonnen wurde, da war er gerade sechs geworden. Für die Montafoner hatte dieser eine Zeitenwende eingeläutet. Viele hatten bis dahin von der Landwirtschaft oder vom Verdienst als Saisonarbeiter gelebt. So waren zum Beispiel viele als Verputzer, Stuckateure oder zur Sauerkrauternte als Krauthobler in Frankreich unterwegs gewesen.

Bertrand staunte. „Dann waren sie bestimmt im Elsass ... Aber sprechen Sie bitte weiter.“

Amrei erzählte, wie man wohl schon in den 1920er Jahren das Potenzial des Montafon für die Energiegewinnung entdeckt hatte. Vor allem die Silvretta mit ihren wasserreichen Gletschern und starken Gefällen erschien ideal für die Stromerzeugung. Hier durch den Ochsentalboden bahnte sich die Ill ihren Weg ins Tal. Mit dem Bau des Silvrettasees wurde die hochalpine Lage sehr schnell erschlossen, denn es brauchte Materialseilbahnen und Unterkünfte für die vielen Arbeiter. Später kamen Gasthäuser und die bekannte Silvretta Hochalpenstraße dazu.

Claire und Bertrand hörten aufmerksam zu.

„Zu der Straße gibt es eine lustige Geschichte. Angeblich hatte sich keine Baufirma getraut, in dem steilen Gelände so eine Ausflugsstraße zu bauen. Von dem Bau des Stausees stand oben aber noch ein riesiger Bagger. Man hätte ihn für den Transport ins Tal zerlegen müssen.“ Amrei machte eine Pause, damit Claire und Bertrand ihr folgen konnten. „Dann kam der damalige Baudirektor auf eine Idee und ließ kurzerhand mit dem Bagger die benötigte Trasse für die Kehren zwischen den Orten Vermunt und Partenen frei schieben. Ein paar Jahre später war die Verbindung zwi-

schen Vorarlberg und Tirol fertig und heute zählt sie zu den schönsten Gebirgsstraßen der Alpen“, erzählte Amrei.

„Ah, so was mag ich! Was wären wir ohne solchen Erfindungsgeist!“, kommentierte Claire die Geschichte.

Es war so nett mit den beiden, dass Amrei gar nicht weiter darüber nachgedacht hatte, ob und wann sie weitergehen würde. Sie hatte schon zuvor überlegt, wieder einen Pausentag einzulegen, weil sie nach den zwei knackigen Etappen ziemlich erschöpft war. Ihre linke Wade hatte gestern wieder ein ziehender Schmerz durchfahren. Sie wollte keine Entzündung riskieren. Außerdem war ihr Nacken hart wie ein Brett, weil Ehnis Rucksack mit den ungepolsterten Lederriemen wahrscheinlich doch nicht der ideale Begleiter war. Was aber wohl am meisten wog: Sie hatte hier Empfang und konnte endlich mal ohne Unterbrechung mit Minna, Laurin und am Abend vielleicht noch mit ihrer Schwester telefonieren, wenn diese von der Arbeit kam. Sie fragte sich, wie die Leute früher ohne Handy überlebt hatten. Obwohl sie es sonst im Alltag wenig nutzte und auch nicht das Gefühl hatte, es unbedingt zu brauchen, war es auf ihrer Tour anders. Sie fühlte sich ein Stück weit abhängig von dem Ding, auf das sie viel öfter starrte, als ihr lieb war und ihr als letzte Möglichkeit erschien, das Leben zu Hause wenigstens ein Stück weit unter Kontrolle zu haben.

„Sind Sie noch ein paar Tage hier?“, fragte Bertrand, als ob er ihre Gedanken lesen konnte.

„Ein paar nicht, aber ich denke, heute schon noch.“ Amrei entschuldigte sich kurz und fragte an der Rezeption nach, ob sie das Zimmer noch um eine Nacht verlängern konnte. Sie war erleichtert, als der Mitarbeiter nickte. Sie ging zurück zu Claire und Bertrand. „Wir werden heute um den See gehen, zumindest ein bisschen. Wir sind nicht so gut zu Fuß. Wenn Sie Lust hätten ...?“, fragten die beiden.

„Das passt gut, ich bin auch nicht so gut zu Fuß. Zu viel gelaufen oder zu wenig geübt. Je nach Perspektive“, antwortete Amrei und die beiden lachten.

„Alles im Leben ist eine Frage der Perspektive“, meinte Bertrand und schlürfte den letzten Rest Milchschaum aus seiner Tasse. Sie verabredeten sich für den späten Vormittag. „Bon, dann bis später.“

26. Die Bergpioniere

Amrei wartete vor dem Hoteleingang auf Claire und Bertrand. Erst jetzt fiel ihr auf, dass er humpelte und Mühe hatte, sich gerade zu halten. Sie freute sich, die beiden wiederzusehen und erzählte ihnen, dass sie noch mit ihren Kindern Minna und Laurin telefoniert hatte. Amrei war glücklich, dass sie die Stimmen ihrer Mäuse, wie sie die beiden gerne nannte, gehört hatte und vor allem, dass es ihnen gut ging. Sie wollten wissen, ob Amrei ihnen auch ganz bestimmt etwas von der Reise mitbringen würde. Minna wünschte sich so etwas wie die Nüsse aus dem Film „Drei Haselnüsse für Aschenbrödl“, Laurin wollte den passenden Uhu dazu haben, der die Nüsse verzauberte. Amrei hatte versprochen, sich alle Mühe zu geben, beides zu finden.

„Das wird Ihnen bestimmt gelingen“, meinte Bertrand zuversichtlich und zwinkerte.

Ganz langsam liefen sie hinüber zum See und bewunderten die magische Wasserfarbe, die von Türkis ins Jadegrün gewechselt hatte. Bald mussten die beiden eine Pause einlegen, sehr weit waren sie noch nicht gekommen.

„Stört es Sie, wenn wir uns hier auf die Bank setzen, Amrei?“

„Ganz und gar nicht.“

Mit einem Seufzer ließ er sich auf das Holz sinken. „Zum Glück stehen hier so viele Bänke in kürzeren Abständen, dann können wir von einer zur anderen gehen“, stellte Bertrand fest. „Sie haben uns noch gar nichts vom diesem einen Berg erzählt, Madame.“

„Sie meinen den Piz Buin?“ fragte Amrei. „Was soll es denn sein? Etwas Kurioses, etwas Abenteuerliches? Zu diesem Berg gibt es eine Menge Geschichten. Wenn er selbst sprechen könnte, würde er ohne Pause plappern.“

„Dann können Sie uns ja auf jeder Bank am See eine erzählen“, sagte Claire und lachte.

„Fangen wir mit der französischen Verbindung und einer Heldengeschichte an.“ Amrei gefiel es, etwas von ihrer Heimat zu berichten. Das erste Mal stellte sie fest, dass sie so wie Jori Zusammenhänge sichtbar machen konnte. Nicht in Biologie, aber mit dem Montafon-Stoff, den sie, seit sie Kind war, in ihrem Kopf Faser für Faser gewoben und verknüpft hatte. Sie hatte so vielen Geschichten von Ehni gelauscht, ihre Umgebung so genau beobachtet und jedes Detail abgespeichert, dass sie jetzt direkt daraus schöpfen konnte.

„Lange Zeit galt der Piz Buin, ähnlich wie das Matterhorn und erst recht

der Mont Blanc, als unbezwingbar“, sagte Amrei.

„Beim Mont Blanc hatte man ja nur vermutet, dass er der höchste Gipfel in Europa sein könnte. Beweisen konnte man es nur, wenn jemand hinaufging und lebend zurückkam. Deshalb hat man den Erstbesteigern eine stattliche Summe versprochen“, ergänzte Bertrand.

„Die gab es für den Piz Buin nicht. So wichtig war es den Montafonern wohl doch nicht.“ Amrei schmunzelte. „Trotzdem wurde sein Name ziemlich bekannt. Das lag an einem Sonnenbrand.“

„Was meinen Sie damit? Sonnenbrand, also verbrannte Haut?“

„Ja, genau. Die ganzen Bergpioniere waren ja nach einer Besteigung oft nicht wiederzuerkennen und ihre Augen vom reflektierenden Licht des Schnees so geblendet, dass sie Tage danach noch nicht richtig sehen konnten. Aber das erzähle ich gleich noch.“

„Sie machen es aber spannend, Madame!“

„Eigentlich wollte ich nur kurz noch berichten, dass der Piz Buin von hier aus das erste Mal erklommen wurde, übrigens sogar an genau demselben Tag wie das Matterhorn in der Schweiz. Am 14. Juli 1865.“ Amrei erzählte von den mutigen Bergpionieren, die sich um zwei Uhr nachts von der Bielerhöhe aus auf den Weg machten, über die Buinlücke und die Westflanke den Gipfel erklommen. Nach knapp acht Stunden waren sie wieder zurück im Tal. Einer der Besteiger, ein Schweizer Textilkauflmann, hinterließ eine Flasche mit einer Nachricht am „Ste:mennli“, weil er wohl zutiefst von dem fantastischen Panorama beeindruckt war.

„Ich glaube, ich bekomme es jetzt nicht mehr ganz zusammen, aber so was in der Art hat er geschrieben: Das Auge schwelgt im Anblick der rings am Himmelssaum funkelnden Firne, das Herz fühlt sich ergriffen von der feierlichen Stimmung, die durch den unermesslichen Raum weht.“

„Ah, da bekomme ich die Haut einer Gans.“ Claire rieb sich über ihre Unterarme. „Das ist wirklich schön, diese verrückten Männer. Nichts als Abenteuer im Kopf.“

„Und ein Bergbegeisterter wollte zwar eine Gänsehaut auf dem Gipfel, aber keine verbrannte Haut mehr haben“, sagte Amrei. „Das war ein junger Chemiestudent. Als er vom Piz Buin abstieg, hatte er eine geniale Idee. Er wollte eine Creme erfinden, mit der er sein Gesicht vor den Sonnenstrahlen schützen konnte.“

„Die Piz Buin-Sonnencreme, die es heute noch gibt?“, fragte Bertrand.

„Ja, aber sicher heute mit einer anderen Rezeptur.“

„Was bedeutet der Name eigentlich?“

„Das ist rätoromanisch und bedeutet so viel wie Ochsen Spitze, also der

Gipfel über dem Ochsentalboden, auf dem wir hier sind.“

„Woher wissen Sie denn eigentlich so viel über ihre Heimat, Amrei?“

„Ich glaube, ich hab ganz viel von meinem Großvater gelernt, von den ganzen Geschichten, die er uns erzählt hat. Aber auch von den anderen in der Familie und im Ort. Die Geschichten werden von einer an die nächste Generation weitergegeben“, sagte Amrei und verspürte ein leichtes Ziehen in ihrem Herzen.

„Das ist wirklich sehr besonders. Aber Sie haben auch ein Talent dafür, diese Geschichten zu erzählen.“

Amrei spürte, wie Blut in ihre Wangen strömte. Mit Komplimenten konnte sie nicht so umgehen, aber sie freute sich darüber.

„Wollen wir uns duzen? Also Du zueinander sagen? Gedanklich sind wir heute schon auf über dreitausend Meter gewesen. Und im Montafon ist man eigentlich gleich per Du, weil man bereits im Tal unten in den Bergen ist.“

„Sehr gerne, Amrei! Claire ... Bertrand ... Allez, zur nächsten Bank!“

27. Die Genusskünstler

Amrei sah, wie die beiden ihre Unterhaltung und ihren kleinen Ausflug mit ihr genossen. Sie schwärmten von den Gipfeln und den Geschichten. Bertrand und Claire wirken trotz ihrer vielen Falten im Gesicht jugendlich und sprühten vor Lebensfreude und Entdeckergeist, obwohl Bertrand überhaupt nicht gut laufen konnte. Ihre heitere Art war ansteckend und wärmte ihr das Herz.

Bertrand versuchte aufzustehen, aber es fiel ihm schwer und er setzte sich wieder zurück. Amrei konnte ihm ansehen, dass er starke Schmerzen hatte.

„Was ist mit Dir, Bertrand, kann ich Dir helfen?“ Amrei war besorgt.

„Non, non, es ist alles gut. Ich brauche nur eine kleine Weile, dann geht es wieder.“ Bertrand versuchte zu lächeln. „Ich bin so froh, in den Bergen zu sein.“

„Ja, mein Mann war früher ein sehr guter Bergsteiger. Ich bin lieber unten geblieben und habe auf ihn gewartet. Man muss ja nicht alles zusammen machen“, erzählte Claire. Bertrand atmete schwer.

„Bekommt Dir die Höhenluft nicht?“

„Doch, doch ... es ist nur ...“, Bertrand holte Luft, „bei mir geht es nicht mehr so wie früher.“

„Sollen wir zurückgehen?“

„Nein, setz Dich doch ein bisschen zu uns auf die Bank“, bat er.

Dann erzählten die beiden, dass Bertrand sehr krank war und nicht wusste, wie lange er noch da sein würde. Er wollte unbedingt diese Rundreise machen und vor allem noch einmal in den Bergen sein. Doch er klang weder bedrückt noch verbittert. „Ich sage meinen Lieben immer, bitte nicht weinen, wenn ich sterbe! Ich habe mein Leben so intensiv gelebt. Ich habe Menschen um mich herum, die mich lieben und die ich lieben darf. Ich habe von solch prächtigen Gipfeln in die Weite geschaut, die Freiheit geatmet, im Meer gebadet, mir die Sonne auf den Bauch scheinen lassen, viel gelacht und herrlich gespeist. Das ist für einen echten Franzosen besonders wichtig.“ Er lächelte. Amrei war ganz still. Obwohl sie die beiden erst so kurz kannte, war sie berührt.

„Und was ist für einen echten Montafoner wichtig?“, fragte er in ihre Gedanken hinein.

„Oh ... ich glaube, dass man ihn so sein lässt, wie er ist ... Und die Familie.“

„Und Dir, Amrei, was ist Dir wichtig?“

„Das ... ist nicht so leicht zu beantworten. Auf jeden Fall auch meine Familie.“

„Und dass man Dich so lässt, wie Du bist?“

„Ich weiß eigentlich ... gar nicht wirklich, wie ich bin. Ich glaube, momentan spiele ich noch eine Rolle in einem Theaterstück.“

„Dann spielst Du sie aber gut. Du bist eine ganz zaubernde Frau“, sagte Claire und Bertrand nickte zustimmend. „Weißt Du, ich habe irgendwann in meinem Leben eine wichtige Entscheidung getroffen. Das war in einer schweren Krise. Ich habe gesagt, ab heute bin ich eine Genusskünstlerin. Ich mache ausschließlich das, was mir Spaß macht. Einhundertzehn Prozent. Vierundzwanzig Stunden am Tag.“ Amrei sah Claire überrascht an. „Seitdem nehme ich die Momente so wie sie sind. Und die schönen davon koste ich voll und ganz aus.“ Ihre Augen blitzten auf.

„Und ich habe viel von der Genusskunst meiner Frau gelernt. Wenn ich daran denke, wie viele Stunden ich zuvor mit unnützen Dingen und Gedanken verbracht habe. Jeden Tag das Gegrübele ... sagt man das so? ... anstatt nach einer Lösung zu suchen.“

Amrei hatte Gänsehaut. Sie fragte sich, ob ihr die beiden von einem Himmelstern geschickt worden waren. Das konnte doch kein Zufall sein, jetzt, wo sie Tage damit zugebracht hatte, sich über wirklich alles Mögliche Gedanken zu machen und nicht ansatzweise weitergekommen war. „Alles gut bei Dir, Amrei?“, fragte Claire und legte ihr sanft eine Hand auf die Schulter.

28. Die Zeitspanne

„Noch schlimmer als ständige Gedanken im Kopf ist der Widerstand gegen sie. Wenn Du die Gegebenheiten nicht ändern kannst, bleibt nur eines ... Du musst Deine Haltung dazu ändern.“ Amrei klangen diese Worte besonders nach, die Bertrand ihr gestern Abend beim Abschied gesagt hatte. Sie war traurig, denn sie würde das Paar sicher nicht mehr wiedersehen. Amrei hasste Abschiede. Sie konnte nicht einmal jemanden ohne Tränen am Zuggleis wegfahren sehen, selbst wenn es nur für ein paar Tage war.

Sie hatte früh gefrühstückt und fühlte sich jetzt wieder ein bisschen frischer als gestern. Ihre Schwester hatte sie nicht mehr angerufen. Das intensive Gespräch mit Claire und Bertrand hatte sie so sehr ausgefüllt, dass sie keine Worte mehr übrig hatte. Sie war unendlich dankbar, den beiden begegnet zu sein. Trotz all dem, was in ihrem Leben war, strahlten die beiden so eine Ruhe und Zufriedenheit aus, dass auch Amrei sich ausgeglichener fühlte. Zuhause war alles in Ordnung. Auch ohne sie schien es zu laufen. Das war für Amrei erleichternd und seltsam zugleich. Thomas blockte sie zwar weiter ab, aber das war ihr heute fast egal. Nachdem sie Tag um Tag seit ihrem Aufbruch damit verbracht hatte, in Gedanken alles andere als genau hier zu sein, freute sie sich das erste Mal wirklich auf ihre bevorstehende Etappe und ihr nächstes Ziel. Sie hatte ein Stück weit losgelassen. Ihr Rucksack fühlte sich heute deutlich leichter an, fast so, als ob sie etwas vergessen hätte. Während des Gesprächs mit ihren französischen Vertrauten hatte sie einen besonderen Moment geschenkt bekommen. So als hätte ihr jemand kurz den Schleier gehoben, hatte sie hinter die Kulissen ihres eigenen Lebens geschaut. In diesem Augenblick war ihr bewusst geworden, wie sehr sie sich selbst mit ihrem ständigen Sorgen und Denken beschwert hatte. Es war nicht die Situation zu Hause, die Eltern, Thomas oder irgendjemand anders, der ihr das Fortgehen so kompliziert gemacht hatte. Sie selbst war es gewesen. Sie dachte an Claire und Bertrand, die jetzt zu Hause sitzen und über ihre Situation hätten klagen können. Sie hätten die gemeinsame Zeit, die ihnen verblieb, nicht mehr genossen, nicht mehr über das Blau des Sees gestaunt und sich nicht mehr an den Geschichten erfreuen können. Amrei fragte sich, ob man ein Dalai Lama sein musste, um so viel Gelassenheit zu haben, Dinge einfach so zu nehmen, wie sie waren. Eigentlich war es eine typische Eigenschaft, die auch den Montafornern zu eigen war. Als Pioniere waren sie es gewohnt, häufig auf schwierige Situationen zu stoßen, und vielleicht, so hoffte Amrei, wurde dieses Pionierge-

von Generation zu Generation weitervererbt. Es dauerte bei den meisten schon eine ganze Weile, sie aus der Fassung zu bringen, wenn es einem überhaupt gelang. Störte einen Montafoner etwas, zog er sich eher zurück, als sich in einen Streit verwickeln zu lassen. Doch irgendwann musste einfach gesagt werden, was anstand. So wie bei Thomas. Sie hätte sich gewünscht, dass sie vor ihrer Tour miteinander hätten reden können. Aber es war seine Art, damit umzugehen. Ob sie wollte oder nicht, sie musste es akzeptieren, das wurde ihr im Gehen klar.

Die Wiesbadener Hütte lag von der Bielerhöhe aus gut drei Stunden entfernt. Über dem Stausee stieg Dunst auf. Amrei lief am Ufer entlang zum Ostdamm. Sie nahm den breiten Fahrweg ins Bieltal, der bald in einen Bergpfad überging. Daneben murmelten und sprudelten immer wieder kleine Bäche talwärts. Serpentine für Serpentine schraubte sie sich zum Radsattel hinauf und meinte, in einem Zeitraffer unterwegs zu sein und in die Ewigkeit zurückzuwandern. Zwischen modernster Technik und schneegekrönten Dreitausendern vor ihrer Nase lagen Jahrmillionen. Die Gletscher hatten die Landschaft mit großen Findlingen markiert, nur eine kleine Grasnarbe zog sich unterhalb des Gerölls entlang. Für Amrei fühlte es sich so an, als wäre sie auf der Suche nach dem Ursprung des Montafon, obwohl sie wusste, dass die Entstehungsgeschichte des kleinen Tals von vielen Richtungen und in unterschiedlichen Zeitspannen ihren Lauf genommen hatte und so zu einer Keimzelle für Artenvielfalt geworden war. Sie dachte daran, wie die Bergpioniere hier entlanggegangen waren und später all jene, die von ihren Reiseberichten gelockt worden waren und genau dasselbe spüren wollten wie die ersten Gipfelstürmer. Der berühmte Schriftsteller Ernest Hemingway hatte dieses Gefühl als ein „moveable feast“, einen beweglichen Festtag, bezeichnet. Das hatte sie einmal in einem Bericht gelesen. Er hatte wohl die Winter hier im Montafon geliebt. Seine Eindrücke hatte er in dem Roman „Schnee auf dem Kilimandscharo“ einfließen lassen. Bei seinen Skitouren hatte er dieses Lebensgefühl gespürt, das frei von Verpflichtungen war. Wenn man diese festliche Stimmung im Innern einmal erlebt hatte, trug man sie wahrscheinlich überall mit hin, dachte Amrei. Mittlerweile war sie nicht mehr sicher, ob sie den heutigen Tag als Festtag erleben würde. Beflügelt von der guten Stimmung hatte sie den längeren Weg gewählt, der über den Radsattel führte, auch des Panoramas wegen. Sie bereute es schon eineinhalb Stunden, nachdem sie losgegangen war. Ihre Beine bewegten sich zwar, doch ihre Kraftreserven ließen ziemlich schnell nach. Anfangs kam sie gut voran, der Weg war nicht besonders steil, aber nach einiger Zeit stieg er immer mehr an und das Schneewasser,

das sie sich in die Flasche gefüllt hatte, spülte die letzten Mineralien aus ihrem Körper. Sie wollte es nicht wahrhaben, aber es schien, als wäre ihre Grundkondition jetzt endgültig aufgebraucht. Typisch, war ja klar ..., ärgerte sie sich über sich selbst. Dass sie auch oft im Alltag über ihre Kräfte hinausging, bemerkte sie oft erst, wenn sie nicht mehr konnte. Sie biss sich immer so lange durch, bis dann gar nichts mehr ging, anstatt früher mal eine Pause einzulegen. Die hatte sie sich zwar dieses Mal gegönnt, sich dann aber stundenmäßig die längere und anstrengendere Route aufgeladen, anstatt den einfacheren Weg zur Wiesbadener Hütte zu nehmen. Die schafften sogar total Ungeübte ohne Bergschuhe. Sie querte ein Schneefeld und erreichte schließlich ausgelaugt den Radsattel. Von hier oben hatte sie den ersten, ganz freien Blick auf den Gletscherbruch des Ochsentaler und der Zunge des Vermuntgletschers. Der Piz Buin stand wie ein Kasten vor ihr. Mächtig und unbeeindruckt ob all der Geschichten, die man sich über ihn erzählte und von all den Menschen, die sich schon an ihm versucht und abgemüht hatten. Amrei war kalt. Sie zog sich eine Jacke über. Sie sah, wie die dunkle Wand am Himmel näher kam, und wollte nicht lange verweilen. Sie war froh, dass es von hier wieder leicht bergab zur Wiesbadener Hütte ging. Über die Blöcke und Platten der Moränensteine zu steigen, war anstrengend, sie konnte keinen regelmäßigen Tritt finden und musste mit gesenktem Kopf zu Boden schauen. Sie entdeckte ein paar Wanderer weiter entfernt und wünschte sich, schon dort zu sein.

Es fing an zu tröpfeln. Sie hoffte inständig, jetzt nicht in einen starken Regenguss oder gar in ein Gewitter zu kommen. Sie stolperte und knickte mit dem Fuß um, als sie auf einem Stein abrutschte. „Autsch, Herrgôtt... zack“, fluchte sie laut. Sie musste sich einen Moment setzen und massierte ihr Fußgelenk. Es tröpfelte stärker. „Bitte, bitte nicht, Ehni! Komm dreh den Wasserhahn zu.“ Amrei fühlte nach ihrem Stein in der Jackentasche und staunte, als ein Wind aufkam und die dunklen Wolken ein gutes Stück weiterzogen. Mit ihnen verschwand auch der Regen. „Na also, geht doch. Wir sind halt ein super Team“, sagte Amrei und blickte himmelwärts. „Willst Du mir eigentlich nicht mal endlich verraten, warum Du mich geschickt hast, hm? Ich weiß, dass es Dein Plan war, mich hier rumstolpern zu lassen.“ Ein Donnerrollen antwortete ihr. Aber die Wolken waren bereits über sie hinweggezogen.

29. Bunte Welt

Amrei reichte es. Sie war froh, als sie endlich die Wiesenbadener Hütte in der prächtigen Bergkulisse stehen sah. Sie war das Basislager für Alpinisten, die auf die hohen Gipfel wollten. Sie kurvte um große Rucksäcke, Pickel und Steigeisen herum, um zur Theke in der Stube zu gelangen. Sie spürte die Aufregung, die im Raum schwebte. Die meisten hatten den Piz Buin oder einen der umliegenden Gletscher als Ziel. Bergführer trafen sich hier mit ihrer Kundschaft und erklärten, wie die Ausrüstung funktionierte und was für Regeln bei einer Gletscherbesteigung und im hochalpinen Gelände galten. Jetzt am Nachmittag saßen die ersten Glücklichen mit hochgeschobener Gletscherbrille und hängendem Klettergurt an der Hose am Tisch. Sie hatten das Abenteuer bereits geschafft und erzählten euphorisch von ihrem Erlebnis. Daneben saugten die mit Polo-Shirt, kurzer Hose oder Rock und Schläppchen bekleideten Ausflügler die Abenteuer-Atmosphäre auf. Sie waren über den leichteren Weg vom Silvrettasee hinaufgekommen und machten begeistert Fotos von den Gletscherriesen. Sie schienen überrascht, plötzlich in einer hochalpinen Bergwelt unterwegs zu sein. Eine bunte, verrückte Mischung, wie sie Amrei nicht erwartet hatte. Hier unterhielten sich Menschen über Gott und die Welt, die im normalen Leben wahrscheinlich nie etwas miteinander zu tun haben würden.

An der Holzwand neben der Theke hingen einige gerahmte Schwarzweißfotos. Darauf waren an die hundert Männer und ein paar wenige Frauen zu sehen, die vor der Hütte standen. Sie trugen Hüte und waren festlich mit Weste und Jacke gekleidet. Die Frauen hatten sich die Haare hochgesteckt und waren in lange Kleider gewandet. Darunter stand „Eröffnungsfeier Wiesbadener Hütte im Jahr 1896“. Amrei fragte sich, ob auf dem Bild Montafoner zu sehen waren.

„Ganz schön schick angezogen für eine Bergtour, hm?“, sprach sie ein älterer Herr an, der ebenfalls einen Hut trug und zeigte auf die Fotos. Er redete im Montafoner Dialekt.

„Grüß Di! Ja, allerdings. Sind das Montafoner?“, fragte Amrei.

„Wenige, die meisten kamen von auswärts. Mein Opa war aber mit von der Partie. Er hat geholfen, das ganze Essen hochzubringen.“

„Ehrlich? Wusste ich gar nicht, dass hier so fest gefeiert wurde.“

„Muss ein ziemlich rauschendes Fest gewesen sein. Angeblich wurden zweihundert Flaschen Traubenblut vom Rhein an der Eröffnung geleert. Das hat man später aus den Rechnungen zusammenaddiert.“

„Ordentlich! Hoffentlich sind alle wieder heil den Berg runtergekommen“,

sagte Amrei und lachte dabei.

„Wohl, wohl. Die anderen haben wahrscheinlich auf der Hütte ihren Rausch ausgeschlafen. Mussten aber eng zusammen liegen ... es gab nur dreizehn Plätze“, erwiderte der Mann.

Als die Bergpioniere einen Gipfel nach dem anderen eroberten, fühlten sich viele Alpenbegeisterte aus den Städten durch die Reiseberichte animiert, ihren Spuren zu folgen. Die zeitgleiche Erstbesteigung des Piz Buins und des Matterhorns markierte einen wichtigen Tag im Alpinismus, der in den späten 1850er Jahren begonnen hatte. Mit den beiden Gipfeln waren alle wichtigen Berge der Alpen erklimmt. Es war ein Startsignal für viele, ebenfalls aufzubrechen. In vielen Städten Europas wurden deshalb Alpenvereine gegründet, die Schutzhütten für die Bergsteiger zwischen den Orten und den Gipfeln bauten. Hier konnten sie übernachten, mit Nahrung versorgt werden und Zuflucht bei plötzlichen Wetterumbrüchen finden. Auch im Montafon entstand ein großes Netzwerk an Schutzhütten. Viele wurden wie die Wiesenbadener Hütte von Sektionen des Deutschen Alpenvereins gebaut. Der Mann erzählte Amrei, dass die Berge für die Einheimischen eine ganz andere Rolle spielten. Im Tal war zu wenig Raum, um das Überleben ihrer Familien zu sichern. So wichen sie auf die Hanglagen aus, um Felder zu bewirtschaften und das Vieh zu weiden. Im Sommer gingen sie bis auf zweitausend Meter hoch. Allerdings drangen sie nicht weiter als unbedingt nötig in die unwirtliche Bergwelt vor.

„Die Arbeit war sehr hart und beschwerlich“, erzählte der Mann. „Ganz bestimmt hatten sie ganz andere Sorgen, als auf dem Gipfel herumzukraxeln und die schöne Aussicht zu genießen. Ihr eigenes Leben war bereits ein Abenteuer.“

„Auch mein Ehni hat mir davon erzählt“, meinte Amrei. „Muss für die Menschen im Tal schon sehr seltsam gewesen sein, als die Bergsteiger aus purer Abenteuerlust und Spaß hierhergekommen sind.“

Der Mann nickte und blickte sich in der gut gefüllten Stube um. „Die Hütte war wohl schon damals sehr begehrt. Nur sieben Jahre später wurde sie schon erweitert. So konnten noch mehr übernachten. Heute sind's 200 Plätze.“

„Ich werd jetzt auch mal mein Lager oben aufschlagen, bevor alles belegt ist. War nett, mit Dir zum Reden. Vielleicht sehen wir uns später noch.“ Amrei verabschiedete sich und stieg die knarrenden Stufen zu den Schlafräumen hinauf.

30. Die Seilschaft

Sie hatte noch etwas im großen Matratzenlager bekommen und suchte sich einen Platz an der Wand aus. Sie schlug die Kutza (*montafonerisch für Decke*) in ihren Hüttenschlafsack ein, bezog das Kopfkissen und legte wie jeden Abend das Bild ihrer Kinder, Ehnis Stein und seinen Brief neben die Matratze. Auch zwei Frauen aus Wiesbaden richteten ihre Plätze her. Sie erzählten Amrei, dass sie mindestens zwei Mal im Jahr auf die Hütte kamen. Zusammen mit einer großen Gruppe halfen sie als Ehrenamtliche des Alpenvereins dabei, das Gebäude und die umliegenden Wanderwege in Schuss zu halten. Amrei war schon unten aufgefallen, dass sie sehr gepflegt war, und sie wusste, dass es das riesige Netz an Hütten in den Alpen ohne die Arbeit der vielen Helfer nicht geben würde. Steffi und Martina würden morgen die Markierungen der Wege um das Haus erneuern und Steinmännchen bauen. Diese halfen im Nebel oder Schneesturm, um sich im Gelände orientieren zu können. Gegen Abend leerte sich die Hütte von den Ausflüglern und Wanderern, die von der Bielerhöhe hochgekommen waren. Auch der Mann, mit dem Amrei sich unterhalten hatte, war bereits gegangen. Doch es waren noch viele Übernachtungsgäste da, die bald ihr Bergsteiger-Essen serviert bekamen. Amrei durfte mit dem Hüttentelefon nach Hause telefonieren. Sie musste das Gespräch kurzhalten, doch inzwischen rückte ihr kleiner Alltag im Tal weiter weg. Sie wusste, dass sie im Moment nichts tun konnte, um Thomas' Laune zu bessern oder die ihrer Eltern, und das erste Mal fühlte sie sich auch nicht dafür verantwortlich. Immer war sie für alle da und sie fragte sich, warum sie es nicht einmal für sich sein sollte. Die beiden Wiesbadenerinnen setzten sich zu ihr an den Tisch und zusammen warteten sie auf das Drei-Gänge-Menü, das der Hüttenwirt mit seinem Team zusammen für alle Übernachtungsgäste kochte. Sie wollten wissen, ob Amrei morgen den Piz Buin erobern wollte.

„Nein, das ist tatsächlich nichts für mich. Oder vielleicht eher noch nicht.“

„Warum nicht? Schon der Weg ist ein einziges Abenteuer ... Und dann oben zu stehen, Wahnsinn!“

„Das glaub ich gern. Aber ich hab jetzt schon auf meiner Runde geschwächelt. Keine guten Voraussetzungen. Und auf den Gletscher ... na, das würd mich jetzt komplett auseinandernehmen.“

„Müsstest zu uns in den Verein kommen. Da lernt man so was. Als Flachlandtirolerin war ich früher auch nicht so die Heldin am Berg. Kannte ja dieses Gefühl nicht, oben auf den Gipfeln über allem zu stehen. Doch seit ich das das erste Mal erlebt hab, kann ich nicht mehr davon lassen.“

Die Zeiten im Montafon sind extrem wichtig für mich. Oft hab ich aus lauter Angst Nein zu etwas gesagt. Bei den Touren muss ich über meinen eigenen Schatten springen“, erzählte Steffi.

Amrei hörte aufmerksam zu. Sie berichteten, wie spaltenreich der Ochsentaler Gletscher war und wie er sich im Laufe der Jahre immer schneller veränderte und zurückging. Sie hatten wohl ziemlich viel Schiss beim ersten Mal, vor allem dort, wo der flache Teil des Gletschers in steileres Gelände wechselte. Doch gemeinsam mit anderen in der Seilschaft gehen und zu entscheiden, was die beste Strategie war, hatte ihnen dabei geholfen, über ihre Grenzen hinauszuwachsen. Jedes Mal waren sie überglücklich und zugleich komplett erschöpft zurückgekehrt. Nicht nur körperlich zehrte so eine Tour, sondern auch geistig, weil sie sich extrem konzentrieren mussten.

„Mir hat das auch im Alltag total weitergeholfen. Mich bringen Veränderungen nicht mehr so schnell aus der Fassung. Ich bejahe sie jetzt öfter und trau mir einfach mehr zu“, sagte Martina.

„Ich hab gelernt, mich auf andere mehr zu verlassen und dass das Einzelkämpferdasein nicht grad das Beste ist. Das kannst Du in den Bergen echt vergessen“, ergänzte Steffi.

Amrei schluckte. Dann beruhigte sie sich damit, dass bis jetzt ja alles gut gegangen war und sie auch keine Gletschertour vor sich hatte.

„Das klingt wirklich spannend. Vielleicht ... mit so einer Gruppe wie Euch. Aber da muss ich erst mal meine Grundkondition trainieren.“

„Weiß eigentlich jemand, wie's Wetter morgen wird?“, fragte Martina in die Tischrunde.

„In der Nacht und am Morgen ist es wohl noch okay, hat der Wirt vorhergesagt. Aber dann zieht's zu. Also: Der frühe Vogel fängt wie immer den Wurm“, antwortete ein Bergsteiger gegenüber von ihnen. Amrei war froh, dass ihre Zimmergenossinnen sich für morgen keine Bergtour vorgenommen hatten, sonst würden diese sie schon gegen drei Uhr aufwecken, weil der Schnee gerade jetzt im Spätsommer zur Mittagszeit weich wurde und die Spaltenbrücken am Gletscher nicht mehr trugen. Dennoch war auch Amrei klar, dass sie zeitig aufbrechen sollte, denn die Saarbrücker Hütte war knapp fünf Stunden von hier entfernt. Sie wollte nicht im Regen gehen und auf ein Gewitter in den freien Kammlagen hatte sie schon gar keine Lust.

31. Die Nebelgrenze

In der Nacht rüttelte der Wind an die Hütte. Amrei lag wach da und lauschte dem Atmen der anderen Mitbewohner im Matratzenlager. Einige schnarchten leise vor sich hin. Sie blickte durch die kleine Dachlücke in den Nachthimmel. Die Wolken zogen mit enormer Geschwindigkeit vorbei und gaben immer wieder kurz das Sternennfirmament frei. Bald würden die ersten Gipfelstürmer aufbrechen und im Dunkeln ihrem Sehnsuchtsziel entgegengehen. Sie dachte an die Bergpioniere, die früher nicht in so einer komfortablen Situation waren und es trotzdem gewagt hatten. Sie wussten weder, ob sie es schaffen, noch, ob sie überhaupt wiederkehren würden. Wie groß mussten ihre Sehnsucht und ihr Wille gewesen sein? Und vor allem, warum taten sie es überhaupt? Es gab keine Notwendigkeit, ihr Leben hing nicht davon ab und trotzdem wollten sie es unbedingt. War es ihnen langweilig, jeden Tag dasselbe zu tun? Ging es um Ruhm und Ehre, darum, sich selbst etwas damit zu beweisen oder einem inneren Ruf zu folgen? Amrei kam mit jeder vorüberziehenden Wolke eine andere Frage in den Sinn. Und hier, mitten in der Nacht, genoss sie es, Zeit dafür zu haben. Sie massierte ihre Waden mit der Arnikaalbe, die Stefan ihr am ersten Morgen der Tour geschenkt hatte.

Am Morgen waren die Gipfel vom Nebel eingehüllt und der Himmel zeigte sich in verschiedenen Graunuanzen. Amrei war nicht ganz wohl dabei, aber es sah nicht nach einem starken Wettereinbruch aus, soweit sie das beurteilen konnte. Der Hüttenwirt meinte, dass sie trocken bis zur Saarbrücker Hütte kommen sollte. Amrei verabschiedete sich von Steffi und Martina und war erleichtert, dass der Weg erst einmal bergab führte. Der Wind blies ihr kalt ins Gesicht. Obwohl gestern so viele Menschen auf der Hütte waren, schien keiner in diese Richtung weiterzugehen. Sie wanderte durchs Ochsenal hinaus zu einem Güterweg. Links und rechts des Weges ging es steil nach oben zu den Gipfeln. Sie schirmten den starken Wind ab.

„So ein Mist! Das kann doch jetzt echt nicht wahr sein!“ Amrei hätte weinen können. Wie hatte sie das nur vergessen können? Sie schimpfte verzweifelt vor sich hin. Neben der Matratze hatte sie das Bild, den Stein und Ehnis Brief liegen lassen. Sie setzte sich neben den Weg und überlegte eine Minute lang, dann machte sie kehrt und stapfte wütend zurück zur Hütte. Sie ärgerte sich vor allem maßlos über sich selbst. „Ich werd ganz bestimmt kein Dalai Lama!“ Mit hitzigem Kopf stand sie nach einer halben Stunde wieder vor der Hütte.

„Was tust Du jetzt hier?“ fragte der Hüttenwirt und Amrei hätte dem armen Mann, der nichts für ihre Vergesslichkeit konnte, am liebsten angeschnauzt. Sie atmete ein und aus und verkniff sich einen Kommentar. „Ah, ich weiß. Ist es das, warum Du zurückgekommen bist?“ In der geöffneten Hand des Wirts sah sie ihre drei Schätze. Von einem Moment auf den anderen schlug ihre Laune ins Gegenteil um. „O Gott, was bin ich froh! Danke!“

„Keine Ursache. Schau, dass Du weiterkommst, das sieht jetzt schon nicht mehr so optimal aus. Willst doch lieber hierbleiben? Vorhin war ich noch anderer Meinung ... schwer einzuschätzen heut“, überlegte der Wirt.

„Na, ich will weiter. Das wird schon gehen.“

„Im Moment ist das Wetter echt unberechenbar. Notfalls musst auf der Klostertaler Hütte unterstehen oder zur Bielerhöhe zurückgehen.“

Amrei nahm den gleichen Weg noch einmal und legte einen Zahn zu. Sie hatte über eine Stunde verloren. Sie hoffte, dass sich das nirgendwo rächen würde. Der Weg führte durchs Klostertal Richtung Schweiz. Er lag direkt an der Grenze. Bald ging es wieder steil bergan. Nach eineinhalb Stunden erreichte sie die unbewirtschaftete Klostertaler Hütte, von der der Wirt gesprochen hatte. Der Himmel war fast unverändert grau in grau, die Wolken zogen schnell vorüber, die Gipfel ringsherum hüllten sich in ihr Nebelkleid. Sie zögerte einen Moment. Aber auf was sollte sie hier warten? Es regnete nicht, der Nebel war nicht besonders dicht, nur der kalte Wind war unangenehm. Amrei kämpfte sich durch das Verhupftäli hinauf, ein extrem steiler Wiesenabschnitt. Die Kühe lagen auf den Almwiesen und kauten gelangweilt das Gras, das sie noch finden konnten. Bald neigte sich der Almsommer für sie hier in der Höhe zu Ende. Amrei taten die Waden so weh, dass sie ans Sterben dachte. Sie war froh, als sie oben wieder ein flaches Plateau erreichte, das vom Großen Litzner flankiert wurde. Ab jetzt ging sie nur noch auf Geröll und Fels. Sie sah, dass der Weg weiterführte, aber nicht wohin. Anstieg, Plateau, Anstieg, Plateau, so ging es immer weiter. Für Amrei fühlte es sich an, als würde der Weg niemals enden. Die Reste der Gletscher mussten ganz nah sein und unter ihr lagen einige Seen, diese hatte sie auf der Karte gesehen, aber sie konnte nicht bis ins Tal blicken. Nur anhand der Zeit konnte sie abschätzen, wie weit sie vermutlich schon gekommen war. Sie sah, dass es immer dunkler wurde und stieg direkt in den dichten Nebel hinein.

32. Verzweifelter Schrei

Die großen Felsblöcke lagen durch die Feuchtigkeit schwarz glänzend in der Landschaft. Sie orientierte sich von einer Markierung zur nächsten und war dankbar für jedes Steinmännchen, damit sie die Spur nicht verlor. Sie konnte das Joch nicht einmal sehen, geschweige denn die Saarbrücker Hütte. Von Minute zu Minute zog es immer mehr zu und sie konnte sich kaum mehr im Gelände orientieren. Angestrengt versuchte sie, mit den Augen Anhaltspunkte und Konturen zu finden. Amrei fluchte. Ihr Körper war wie unter Strom. Windböen jagten über die Freifläche. Dann hörte sie den ersten Donner anrollen. Das Gewitter schien nicht weit zu sein. Ihr Herzschlag beschleunigte sich. Sollte sie umdrehen? Sie hielt einen Moment inne und lauschte nach einer Antwort. Doch sie schreckte davor zurück, hatte sie doch gerade den beschwerlichen Aufstieg geschafft. Allerdings wusste sie nicht, was ihr noch bevorstand. Was, wenn mittlerweile alles zugezogen war? Sie holte ihr Handy hervor und versuchte, einen Wetterbericht aufzurufen. Sie tippte nervös auf der Schaltfläche herum, doch es rührte sich nichts. Sie musste eine Entscheidung treffen, ob sie den Weg weitergehen oder umkehren sollte. Für einen Moment ließ der Wind nach, doch dann setzte er umso heftiger ein. Er war eisig und die Kälte tat ihr an den Ohren und im Gesicht weh. Sie holte eine Regenjacke und ein dünnes Stirnband aus dem Rucksack und zog beides über. Sie stülpte die Kapuze über ihren Kopf. Wieder war ein Grollen zu hören, der Himmel leuchtete für einen kurzen Moment auf, dann krachte es ohrenbetäubend laut. Sie versuchte, weiter den Weg Richtung Saarbrücker Hütte zu laufen, aber sie konnte kaum sehen, wohin ihre Füße traten. Amrei hatte Angst, den Weg zu verlieren. Sie versuchte sich an einen Hinweis, an einen Rat zu erinnern, was in solchen Fällen zu tun ist, aber ihr fiel nichts ein. Mit dem dritten Grollen setzte ein heftiger Regen ein, der ihr hart ins Gesicht prasselte. Sie kniff die Augen zusammen. Es schien unmöglich, in die ein oder andere Richtung weiterzugehen. Sie hoffte innigst, dass es bald wieder aufhören würde. Aus dem Regen wurde ein Graupelschauer, wie Amrei ihn noch nie in ihrem Leben gesehen hatte. War sie nicht gestern im T-Shirt und im Grünen am Silvrettasee losgegangen? Schon unten im Tal konnte das Wetter schnell umschlagen, aber dass sie so unverhofft in diese Kaltfront hineingeraten würde, damit hatte sie nicht gerechnet, sonst wäre sie auf der Klostertaler oder gleich auf der Wiesbadener Hütte geblieben. In kurzer Zeit legten sich die weißen Körner wie Schnee über Steine und Felsen und bedeckten den Weg vollständig. Amrei atmete schwer.

Sie konnte ihre Angst kaum mehr unter Kontrolle halten. In kurzer Zeit war sie in ein weißes Nichts gehüllt, das eisig und unerbittlich auf sie einhämmerte. Der Wind dröhnte in ihren Ohren und sie wünschte sich, dass wenigstens er für einen Moment Ruhe geben würde.

„Ehni, bitte, was soll ich tun?“ Sie flehte zum Himmel und bat ihren Großvater inständig um Hilfe. „Bitte, bitte, Du musst mir helfen! Lass mich nicht allein hier!“ Amrei weinte bitterlich, doch sie riss sich zusammen und versuchte ganz vorsichtig einen Schritt vor den anderen zu setzen. Sie war sich nicht sicher, ob sie auf- oder abwärts und überhaupt in die richtige Richtung lief. Ihr wurde schlecht und sie dachte, dass sie sich jeden Moment übergeben müsste. Sie rutschte ab und fiel auf den Boden. Ihre linke Hand blutete in das Weiß, sie hatte sie sich am harten, kalten Felsen aufgeritzt. Sie kämpfte sich wieder auf die Beine und ging mit sich ins Gericht. „Wie konnte ich bloß so blöd sein! Auf, mach jetzt Amrei, weiter, weiter!“ Was war, wenn sie schon längst vom Weg abgekommen war? Was war, wenn das Wetter für die nächsten Stunden so bleiben würde? Amreis Angst im Innern schrie immer lauter. Sie bekam kaum mehr Luft, ihr Herz stolperte wild in der Brust. Jede Faser ihrer Muskeln war so angespannt, dass es schmerzte. Ihre alte Regenjacke hielt nicht dicht. Beim Hochgehen hatte sie bereits ihr Shirt durchgeschwitzt, nun drang kalte Nässe durch die Schichten bis auf ihre Haut vor. Sie versuchte es zu ignorieren und nur noch an das Ziel zu denken. Doch sie schlotterte und spürte ihre Finger nicht mehr. An Handschuhe hatte sie nicht gedacht. Nur ihre neuen Bergschuhe hielten dicht. Wackelig und unsicher lief sie in Zeitlupentempo weiter. Sie wollte nicht aufgeben und wenn sie nur Zentimeter für Zentimeter vorwärtskam. Sie musste sich bewegen. Doch ihre Schritte wurden immer unkontrollierter. Die Kälte lähmte ihre Glieder, ihr Körper streikte und wollte ihr nicht mehr gehorchen. Der Graupelschauer war unerbittlich. „Ehni, ich will zurück zu den Kindern, bitte gib mir Kraft“, flüsterte sie. Amrei hatte keine Chance. Sie konnte nicht weitergehen. Es war einfach zu gefährlich. Sie suchte Schutz und zwängte sich zwischen zwei große Findlinge. So war sie wenigstens ein bisschen vor dem eisigen Wind geschützt.

Amreis Angst wich einer Starre. Für eine Weile regte sie sich nicht. Sie wurde müde und kraftlos. „Du musst wach bleiben, wach, wach, wach ...“, redete sie sich selbst zu. Sie durfte der Müdigkeit nicht nachgeben. „Auf, bewege Dich!“ Im Rucksack kramte sie nach Ehnis dickem Wollpulli und einem Shirt. Sie hoffte, aus ihren nassen Klamotten rauszukommen und etwas Trockenes anziehen zu können, aber auch diese Sachen waren mittlerweile klamm. Trotzdem stülpte sie den Pulli über die Jacke und

zog getragene Socken über die Finger. Nach wenigen Minuten war die Wolle steif gefroren. Ihre Finger und Zehen spürte sie nicht mehr. Amrei fühlte sich hilflos und mutterseelenallein. Dann weinte sie bitterlich und wiegte mit ihrem Körper mechanisch vor und zurück. Ihre Tränen waren das einzig Warme, das ihr in diesem Moment blieb. Sie versuchte ihre Hände in die Ärmel des Pullovers zu stecken. „Oh, Ehni, Ehni, was hab ich nur gemacht? Komme ich je wieder nach Hause?“ Es fühlte sich an, als ob ihr jemand den Brustkorb abgeschnürt hätte. Kurz dachte sie an Ehnis Brief, doch sie hätte ihn jetzt sowieso nicht öffnen können. In ihren Fingerspitzen hatte sie kein Gefühl mehr und die Schrift wäre sofort verschwommen. Sie hatte nicht einmal Angst um sich selbst. Sie dachte an Minna und Laurin. Und an Thomas. „Wenn mir jetzt was passiert, was ist dann?“, fragte sie sich immer wieder. Und so sehr sie versuchte zu kämpfen, sie konnte nicht mehr. Haltlose Panik überfiel sie wie ein wildes Tier. Sie kroch in ihrem Innersten empor und sprang in einem Riesensatz nach draußen. Amrei schrie. Ein nackter, einsamer Schrei, der nach dem Leben rief. Sie versuchte sich an Bertrands Worte zu erinnern. Wie um Himmels Willen sollte sie diese Situation akzeptieren? Wenn sie jetzt aufgab, war sie verloren. Sie hatte Todesangst.

Plötzlich meinte sie, etwas zu hören. Steine gingen ab und ratterten ins Tal. Was war das? Sie lauschte angestrengt in jede Windrose hinein. Dann blitzte es auf und der Donner zerschmetterte ihre Hoffnung mit einem Schlag.

„Ha ma. Ama?“ Es waren Worte, undeutlich, aber hörbar. Amrei glaubte, sie halluzinierte. War sie jetzt nah am Berg oder entfernt? Hallte etwas nach? Was, wenn noch jemand hier oben war? Sie hoffte es so sehr.

„Hallo?“, stieß sie mit lauter, zittriger Stimme aus. „HIER!“

Der Wind trug noch mal ein paar Worte zu ihr hinüber. Sie lauschte angestrengt, hoffte und gab wieder auf. Mit letzter Kraft rief sie nochmals „HIER! Hier ist jemand“ und kaum hörbar: „Ich bin es.“

Sie konnte nichts erkennen. Sie stierte verzweifelt durch die Steine und wünschte sich so sehr, dass sie sich nicht getäuscht hatte. „HIER!“, rief sie so laut sie nur konnte.

„HALLO?“

„Ja, HIER rüber. Hier bin ich.“

Es kam ihr wie eine Ewigkeit vor, aber jetzt meinte sie, durch den Schneesturm Umriss zu erkennen. Konnte das wirklich sein? Amrei schluchzte laut auf. Ihr Gesicht fühlte sich taub an. Doch jetzt sah sie die Gestalt deutlicher. Sie schrie noch einmal. Wie ein dunkler Schatten im unendlichen Weiß kämpfte die Figur mit dem starken Wind und kam nur

mühsam hinüber in ihre Richtung. Erst als sie einen Meter vor den Steinen stand, konnte sie einen Mann erkennen. Sie streckte ihre Hand durch die Steine aus ihrem Versteck. „Hier“, sagte sie kraftlos. Dann wurde ihr schwarz vor Augen und ihr Körper sackte zusammen. Sie hörte nur noch ein Rauschen in ihrem Kopf, dann war sie weg.

33. Überraschende Begegnung

Amrei fühlte, wie jemand heftig von links und rechts gegen ihre Wangen klopfte und ihren Namen rief. „Komm, Amrei, wach auf, auf geht’s! Du kannst hier nicht liegen bleiben.“ Sie hörte etwas Rascheln, jemand versuchte, sie auf die Seite zu rollen und ihr etwas unter den Rücken zu schieben. Sie spürte die harten Steine unter sich. „Amrei, komm auf, mach die Augen auf!“ Sie blinzelte und konnte nur mühsam ein Gesicht unter einer schwarzen Kapuze erkennen. Wieder klopfte die Gestalt ihre Wangen und rüttelte an ihrem Körper. Langsam wurde ihr Blick wieder schärfer und sie sah sich verstört um. Wie in Zeitlupe verstand sie, dass der Schneesturm offensichtlich kein Albtraum gewesen war, aber ihre Rettung auch keine Fata Morgana. Ihr Bewusstsein kroch wieder in ihre Zellen und mit leerem Blick starrte sie in das Gesicht des Helfers. Sie konnte es nicht glauben.

„Ar...min?“

„Ja, Armin. Sehr gut.“

„Was machst Du hier?“

„Das Gleiche könnte ich Dich auch fragen. Darüber können wir später reden. Los, wir gehen wieder in das Versteck.“ Amrei richtete sich auf. Armin wickelte eine Rettungsdecke um ihren Körper und zog sie zwischen die Steine. Dort quetschten sie sich dicht aneinander und versuchten sich ganz klein zu machen, um hinter den Felsen dem Wind zu entkommen und sich gegenseitig zu wärmen. Amrei war noch nicht richtig angekommen. Sie war in einer Parallelwelt und schaute immer wieder zwischen Armins Gesicht, den Steinen und dem Schneesturm hin und her. Dann schloss sie erneut die Augen.

„Hey, nein, Du bleibst gefälligst da. Nicht schlafen jetzt.“ Armin gab ihr einen heftigen Hieb in die Seite. Dann holte er eine Thermoskanne aus einem Rucksack und goss ihr Tee in den Becher. „Trink das.“ Amrei zog den Mund zusammen, als das heiße Getränk ihre kalten Zähne umspülte.

„Beweg Deine Zehen und Finger, los!“, wies Armin Amrei an.

„Ich kann nicht mehr ...“, sagte sie erschöpft und konnte sich kaum halten und ihr Kopf sackte auf die Brust. „Kommen wir hier jemals wieder

lebend runter?“

„Einen Notruf können wir nicht absetzen. Wir können nur abwarten. Wenn Du wieder etwas stabiler auf den Beinen bist, gehen wir weiter. Hier können wir nicht bleiben. Auch mir wird kalt.“

„Nein, hier bekommt mich keiner weg“, sagte Amrei erschrocken.

„Und wie ich Dich hier wegbekomme, das wirst Du schon noch sehen“, antwortete Armin klar. „Wir sind nicht mehr weit von der Hütte weg.“

„Woher willst Du das wissen?“, fragte Amrei.

„Ich kann es ungefähr abschätzen.“

„Ha, abschätzen. Ich hab mich auch verschätzt“, kommentierte Amrei leise.

Doch dann waren beide still, jedes Wort kostete zu viel Kraft. Nach einer halben Stunde ließ der Wind etwas nach. Es graupelte weiter, aber die Sicht war etwas besser. Immerhin konnten sie die Steine in zwei Meter Entfernung deutlicher erkennen.

„Geht's besser?“

„Na, gar nicht. Was für ein Scheißdreck.“

„Die Decke ist goldwert.“

„Was?“

„Die Decke, die Du um Deinen Körper gewickelt hast. Sonst wärest Du schon steif gefroren.“

Amrei blickte an sich herab. Sie sagte nichts mehr und beschloss alles zu tun, was Armin für richtig hielt. Sie hatte keine andere Wahl.

„Auf geht's. Wir starten.“

„Woher willst Du wissen, dass es nicht mehr so stürmen wird?“, wollte Amrei wissen.

„Ich weiß es tatsächlich nicht, aber wir müssen es jetzt versuchen.“

Armin zog Amrei auf die Füße und gab ihr eine Rebschnur. Vermutlich, um mir das Gefühl von Sicherheit zu geben, dachte Amrei. „Sicherst Du mich etwa?“, fragte sie.

„Mit der Schnur nicht möglich, aber ich hab keine Lust, Dich hier irgendwo runterrutschen zu sehen.“

Der Weg war wenigstens schemenhaft zu erkennen. Armin nutzte die GPS-Uhr an seinem Handgelenk, die er nur mühsam mit seinen kalten Fingern bedienen konnte. Schweigend liefen sie durch das Gelände. Amrei wackelte bei jedem Schritt. Dann brach sie wieder in Tränen aus. Armin trieb sie weiter vorwärts.

„Reiß Dich zusammen. Ende jetzt, sonst schaffen wir das nicht bis zur Hütte.“

Amrei konnte noch keinen klaren Gedanken fassen, aber Armins Worte

hatten sie erreicht. Sie schluckte ihre Tränen runter und wendete alle Kraft auf, ihre Fußritte bedacht zu setzen und nicht wieder abzurutschen. Armin und Amrei sahen die Saarbrücker Hütte erst, als sie nur noch ein paar Meter davor waren. Es rüttelte sie heftig durch, so sehr musste sie weinen. Dieses Mal vor Erleichterung und kompletter Erschöpfung. Armin zog sie an der Schnur weiter, schob die schwere Holztür auf und legte im Windfang einen Arm um sie. „Mensch, Amrei, echt, ich bin auf Deinen Bericht gespannt, was Du alleine hier oben zu suchen hast. Aber Du musst jetzt schnell in die Wärme, ich setz Dich direkt vor den Ofen und sag dem Wirt Bescheid.“

34. Warme Erinnerung

Armin kam mit zwei dicken Woldecken zurück und legte sie Amrei über die Schultern. Ihre Glieder waren noch betäubt und Kälteschauer ließen ihren Körper immer wieder zittern. Sie wollte unbedingt in trockene Kleidung schlüpfen, doch sie schaffte es nicht, sich vom Platz zu bewegen. Ihr Körper entspannte sich langsam, dafür breitete sich eine riesengroße Erschöpfung in ihr aus. Armin schaute sie an und Amrei versuchte ein Lächeln, doch ihr Gesicht blieb starr und ihr Blick war leer. Sie fragte sich, was passierte wäre, wenn Armin oder irgendjemand anders sie dort auf über zweitausendfünfhundert Metern nicht gefunden hätte. Es war mehr als ein Sechser im Lotto, dass er ausgerechnet in diesem Moment dort aufgetaucht war. Armin. Was machte er eigentlich hier? Sie hatte mit vielem auf der Tour gerechnet, aber weder mit einem solchen Unwetter und um nichts in der Welt mit ihm. Das Letzte, was sie von ihm gehört hatte, war, dass er als Ingenieur in die Nähe von Hamburg gezogen und von dort überall in der Welt unterwegs war, um Wasserkraftanlagen aufzubauen. Sie hatte immer wieder an ihn gedacht, zuletzt seltener. Doch auf der Tour war er an der Oberen Wies ganz präsent gewesen, als sie an den Vortrag dachte, den er damals bei einem Schulausflug über die Geologie im Montafon gehalten hatte. Ihr erster Schwarm und er blieb es lange Zeit. Vier Jahre später hatten sie sich bei einer großen Geburtstagsparty wiedergetroffen. Armin war auf das Gymnasium gewechselt, Amrei steckte gerade mitten in ihrer Ausbildung als Hotelfachfrau. Als auf der Feier alberne Kinderspiele gespielt wurden, hieb Amrei beim Topfschlagen versehentlich mit dem Kochlöffel fest auf Armins Fuß. Als er aufschrie, nahm sie erschrocken ihre Augenbinde herunter und alle lachten laut. Amrei meinte, dass er für den Schlag etwas guthätte. Obwohl Amrei eher schüchtern war, was Jungs betraf, hat-

te sie spontan zwei Bierflaschen geholt und sie waren nach draußen vor das Haus gegangen, um sich zu unterhalten. Aus ein paar Minuten zaghaftem Annähern wurden drei Stunden intensives Gespräch über ihrer beider Träume und Wünsche. Für Amrei war es nie ein Thema, aus dem Montafon wegzugehen. Sie wollte im Hotel bleiben und später Familie und Kinder haben, das wusste sie schon damals. Armin träumte von den vielen Möglichkeiten außerhalb des Tals und hatte schon ein Ingenieursstudium im Blick. Trotz ihrer unterschiedlichen Lebensvorstellungen fühlten sie sich beide auf eine ganz eigene Art und Weise verbunden und sie verliebten sich ineinander. Doch es waren nur noch wenige Monate, bis Armin die Matura in der Tasche hatte und nach Köln studieren gehen würde. Amrei war damals hin- und hergerissen, ob sie sich auf ihn einlassen sollte, und hatte irgendwann beschlossen, dass es keinen Sinn machte. Armin konnte es nicht verstehen und wollte die Zeit, die ihm noch bis zum Studium blieb, gemeinsam mit ihr verbringen. Auch als er schon längst in Köln war, schrieb er ihr fast täglich SMS und rief sie an, um sie zu überreden, ihn doch wenigstens einmal dort ein paar Tage zu besuchen. Doch sie hatte ihm nie geantwortet. Bodenständig wie Amrei war, hatte sie keine Lust auf eine Liebe auf Distanz, das war ihr viel zu kompliziert. Vielleicht war sie auch viel zu sehr im Kopf gewesen, um damals die Gefühle für Armin wirklich zuzulassen. Sie hatte ihn in der ganzen Zeit nie vergessen und jedes Mal, wenn irgendwo im Tal jemand etwas von ihm erzählte, lauschte sie ganz genau hin. Nur zweimal hatte sie ihn seit dieser Zeit wiedergesehen und jeder von ihnen wusste, dass die Belanglosigkeiten, die sie austauschten, nur dazu da waren, das nie Ausgesprochene weiter zu verdecken. Und jetzt war es Armin, dem sie ausgerechnet in dieser Lebensphase wiederbegegnet war. Sie konnte es einfach nicht glauben.

35. Gefühlter Nullpunkt

„Kuckuck, bist Du noch anwesend?“, fragte Armin in die Stille hinein.

„Wohin ging denn die Gedankenreise?“

„Mir wird's langsam wärmer“, antwortete Amrei einige Sekunden später.

„Das war zwar keine Antwort auf meine Frage, aber ich bin froh, wenn Du auftaust.“ Armin lächelte erleichtert.

„Wie meinst Du das?“, wollte Amrei wissen.

„Dass es Dir wärmer ist, das freut mich. Ich hab schon gedacht, Dir werden Deine Finger oder Zehen vor Kälte abfallen, Frau Amrei Messner.“

Amrei konnte dem Witz von Armin noch nicht folgen, der auf Reinhold

Messner anspielte. Sie überfiel eine riesengroße Müdigkeit, wie sie sie noch nie gespürt hatte.

„Nichts mehr los mit Dir heute, glaub ich. Sag mal, hast Du noch trockenes Hees (*montafonerisch für Kleidung*) in Deinem mittelalterlichen Rucksack?“ Armin schielte auf Ehnis historisches Gepäckstück.

„Der ist von Ehni. Ich wollte ja keine Polarexpedition machen“, sagte sie langsam und gähnte.

„Wart mal, ich hol Dir was. Besser, Du ziehst Dir was anderes an. Ich bestell uns derweil eine heiße Suppe.“

Amrei hatte keine Wahl. Sicher würde Armin seine Sachen selbst noch auf der Tour brauchen. Doch sie konnte sein Angebot jetzt nicht ablehnen und nahm ein langes Wollshirt und eine lange Unterhose entgegen und stieg die Treppen hoch ins Zimmerlager. Sie war zu erschöpft, um noch einen klaren Gedanken zu fassen. Als sie wieder hinunterkam, tischte der Wirt in der holzverkleideten urigen Sitzecke gerade eine Knödelsuppe, Brot und eine Brenta mit dampfenden Keesknöpfli (*montafonerisch für Holzschlüssel mit Käsespätzle*) auf. Amreis Blick wanderte durch die Fenster nach draußen. Es war nichts zu sehen, es graupelte wieder heftiger.

„Das wird heute nicht mehr aufhören“, murmelte der Wirt, als er in Amreis erschöpftes Gesicht sah. „Bist wieder in der Spur?“

„Geht schon“, antwortete Amrei knapp.

„Hier oben kann's einen schnell erwischen. Unterschätzen viele. Erst im Grünen und blubb haut es einem einen Sturm um die Ohren. Nicht das erste Mal, dass ich im August fast Schnee schaufeln muss. Hoffentlich hängt nicht noch jemand draußen fest“, sagte er und legte seine Stirn in Falten. „Da, schaut her. Hab Euch schon alles hergerichtet. An Guata!“

„Danke, Josef. Sieht sehr lecker aus. Ich muss dringend was essen“, sagte Armin und schob einen Suppenteller zu Amrei hinüber. „Lass es Dir schmecken.“

„Hab gar keinen Hunger“, stellte Amrei fest. „Na ja ... Suppe ist bestimmt eine gute Idee.“

„Das geht schon rein. Oder bist Du zu müde, um den Löffel zum Mund zu heben?“

Amrei lachte nicht, sie teilte die Knödel in kleine Stücke und leerte ihren Teller Löffel für Löffel. Ihre Augenlider hingen auf Halbmast, sie konnte sich kaum aufrecht halten. Sie war am absoluten Nullpunkt angekommen und wollte nur noch schlafen. Im Moment war ihr ziemlich egal, was andere von ihr dachten. Auch was Armin von ihr hielt. Sie wirkte bestimmt nicht besonders dankbar. Bereits nach wenigen Minuten

murmelte sie ein „Gute Nacht, bis morgen“ und verschwand ohne ein weiteres Wort aufs Zimmer, um sich in die kratzigen Wolldecken einzuwickeln und auf der Matratze zusammenzurollen. Die Geräusche, die durch die Gespräche, die Musik und das Geklapper des Geschirrs nach oben drangen, rückten wie mit einem Lautstärkeregelers eines Radios immer weiter weg, bis sie der Schlaf ganz übermannte.

Mitten in der Nacht schreckte sie auf. Im Bett nebenan schien noch jemand zu schlafen, aber sie hatte nichts gehört. Das Licht war gelöscht und den tiefen Atemzügen nach zu urteilen, schlief die Person auch schon länger und konnte sie folglich nicht aufgeweckt haben. Ihr Herz klopfte schnell in der Brust und sie hatte ein dumpfes Gefühl in der Magengegend. Sie dachte daran, dass sie sich mit ihrer Aktion in Lebensgefahr begeben hatte. Jede Faser ihres Körpers schmerzte. Sie schämte sich für ihre eigene Dummheit. Nicht mal trockene Klamotten hatte sie noch. Wo war der Rucksack eigentlich? Sie musste ihn unten einfach stehen gelassen haben, mit all den nassen Sachen, die noch darin waren. Auch Ehnis Schätze und das Bild ihrer Kinder hatte sie die erste Nacht nicht neben das Kopfkissen gelegt.

36. Verlegener Tag

Amrei wurde um neun Uhr wach. Sie war wohl noch mal fest eingeschlafen und hatte nichts um sie herum mitbekommen. Das Lager neben ihr war leer, sie wusste nicht einmal, wer darin gelegen hatte. Sie schob die blumengemusterten Vorhänge zurück und blickte aus dem Kreuzfenster nach draußen. Die Sicht reichte nicht weit. Dass die Hütte in einer steinig-felsigen Bergkulisse stand, konnte man nicht mal erahnen. Doch sie sah, wie unten der Wirt ein paar umgekippte Bänke an die Hauswand stellte. Armin half ihm dabei. Sie betrachtete ihn. Seine Bewegungen verrieten, wie viel Kontrolle er über seinen Körper hatte. Er schaufelte nicht einfach wild drauf los, sondern führte jede Aktion ruhig und mit gezielter Kraft aus. Seine Haltung war gerade, aber nicht unnatürlich. Er musste bemerkt haben, dass sie ihn beobachtete. Armin schaute direkt zu ihrem Fenster hoch. Sie winkte ihm verschlafen. Ihr Kopf fühlte sich an, als wäre er mit Watte vollgestopft. Der kleine runde Spiegel neben der Zimmertür war ohne Gnade. Ihre Haare hatten kleine zerrupfte Nester gebildet, ihr Gesicht war gerötet. Sie war ohne Zähne zu putzen und ungeduscht mit Armins Kleidung ins Bett gegangen. Sie erinnerte sich, dass die Uhr unten in der Stube gestern erst kurz nach sechs angezeigt hatte. Mit Unterbrechungen hatte sie also dreizehn Stunden

geschlafen. Sie schlich schnell die Treppe hinab, damit niemand sie in diesem Zustand sehen konnte, um ihren Rucksack zu suchen, doch sie fand ihn nirgends. „Herrgôttzack, Mensch, wo ist das blöde Teil?“, schimpfte Amrei vor sich hin.

„Suchst Dein antikes Stück?“, fragte eine Stimme hinter ihr. Sie drehte sich um und sah direkt in Armins Gesicht. Sie spürte, wie sie rot wurde. In diesem Aufzug wollte sie ihm eigentlich nicht begegnen. „Ich hab gestern alles im Trockenraum aufgehängt. Ich hoffe, das ist okay? War alles total klamm. Ich dachte, dass Du sonst heut nichts zum Anziehen hast“, sagte er.

Amrei war es peinlich, dass Armin in ihrer Wäsche herumgewühlt und dabei wahrscheinlich ihre getragenen Socken und durchgeschwitzten T-Shirts in der Hand hatte. „Ähm ... danke“, sagte sie verlegen. „Vor allem für gestern.“ Eine Pause füllte den Raum zwischen ihnen. „Ich weiß nicht, was ich ohne Dich gemacht hätte.“

Armin schaute sie an und Amrei wünschte sich, dass er etwas sagen würde, egal was es war. Doch er schwieg, nur seine Mundwinkel formten ein leichtes Lächeln.

„Ich geh jetzt erst mal duschen.“ Amrei wusste nicht, was sie sagen sollte.

„Später Start für einen Wandertag, wohl?“

„Kannst heut eh nicht weiter. Es ist viel zu rutschig.“

„Bleibst Du ... denn auch hier?“, fragte Amrei.

„Alle bleiben hier, keiner kann hier weg.“ Armin deutete nach draußen.

„Der Wirt meinte, heute kann man nur Wetterorakeln spielen und hoffen, dass es besser wird.“

„Oh, ja dann ...“

Amrei stieg in den Waschraum hinab und raffte nebenan ihre getrockneten Sachen zusammen. Fast panisch suchte sie nach Ehnis Stein und nach seinem Brief. Den hatte sie gestern komplett vergessen. Er steckte in der Seitentasche des Rucksacks, gut in eine Tüte gewickelt. Er hatte nicht mal ein Eselsohr abbekommen. Vielleicht hätte sie ihre Klamotten auch in eine Tüte packen sollen. Sie zog ihn heraus und las noch einmal, was auf dem Umschlag stand: Den erst aufmachen, wenn Du nicht mehr weiterweißt. Diesen Moment hatte sie schon gehabt, gestern, mitten im Unwetter. Sie hoffte, dass sie so etwas nicht mehr erleben würde. Wie hatte sie nur den Brief vergessen können, so oft, wie sie ihn schon aufmachen wollte? Sollte sie ihn jetzt öffnen, wo sie das Schlimmste überlebt hatte? Oder sollte sie ihn wie einen Schatz bewahren? Sie dachte, dass sie schließlich nicht sicher sein konnte, ob es nicht doch noch einen

Moment geben würde, wo sie seine Zeilen mehr brauchen würde als gestern. Amrei war erleichtert, dass sie heute aufgrund äußerer Umstände hierbleiben musste und sie dachte an Armin.

37. Verlorener Kompass

Als Amrei in die gemütliche Stube kam, roch es bereits nach einer Mischung aus angebratenen Zwiebeln und gekochtem Apfelmus mit Zimt. Der Wirt hatte ordentlich eingeheizt. Die Fenster waren beschlagen. Die Wanderer, die alle mit ihr und Armin hier festsaßen, hatten es sich an den Tischen gemütlich gemacht. Sie tranken Kaffee und unterhielten sich. Armin saß in der gleichen Ecke wie gestern und winkte sie an den Tisch. Er hatte noch Brot, Käse, Ei und Joghurt mit Müsli vom Frühstück für sie gesichert und schenkte ihr einen Kaffee ein.

„Danke, das sieht gut aus. Ich will aber erst mal kurz telefonieren“, sagte sie zu Armin. Sie ging zum Wirt und fragte nach dem Hüttentelefon.

Ihre Mutter ging ran. „Ja Amrei, wo bist Du jetzt? Wir haben uns schon Sorgen gemacht, da war doch gestern ein Unwetter oben in den Bergen! Thomas hat's gestern noch bei Dir auf dem Handy probiert und heut früh auch ein paar Mal.“

„Ist alles gut gegangen“, antwortete Amrei, auch wenn es nur die halbe Wahrheit war. „Hab keinen Empfang mit dem Handy. Gib mir doch bitte schnell die Minna und den Laurin, ich kann nicht so lange sprechen.“

„Die sind grad unten in ...“, hörte Amrei noch ihre Mutter sagen, dann war die Verbindung wieder weg. Sie wählte die Nummer noch einmal, doch es brummte nur in der Leitung.

Sie ging zurück zur Ecke, in der Armin saß und auf sie wartete.

„Na, geht's jetzt besser?“, fragte er und sah sie freundlich an.

„Ja, auf jeden Fall. Hab's grad daheim probiert, aber die Verbindung ist abgebrochen. Ich glaub, ich hatte gestern einen kleinen Schock.“

„Vielleicht einen großen?“, korrigierte sie Armin.

„Möglich, ja. Ich war gar nicht mehr richtig da und heute Nacht hab ich mich einfach total geärgert, so naiv gewesen zu sein“, sagte Amrei und schüttelte den Kopf leicht dabei.

„Ach, komm. Ich glaub, da bist Du nicht die Einzige, der das in den Bergen schon passiert ist.“

„Aber als Montafonerin ...“

„Auch die sind nicht fehlerfrei. Wie hat meine Ahna immer gesagt: Aus vielen Fehlern wird man klug, drum ist einer nicht genug.“

Amrei lachte. „Den Spruch merk ich mir.“ Sie strich sich dick Butter aufs

Brot, kleckste ein bisschen Heidelbeermarmelade dazu und legte eine Scheibe Bergkäse oben drauf.

„Ah, das magst Du auch?“, fragte Armin amüsiert, als er Amreis Kreation begutachtete.

„Amreis Spezial. Das hab ich als Kind schon gern gegessen. Mein Ehni hat sich das oft gemacht.“ Sie nahm einen Schluck Kaffee.

Armin wechselte vorsichtig das Thema.

„Wie läuft es denn sonst so bei Dir? Alles beim Alten?“, fragte Armin und schaute sie dabei an.

Amrei räusperte sich und senkte ihren Blick. Seine Nachfrage war ihr unangenehm, obwohl Armin sie beiläufig gestellt hatte. Vielleicht hatte er eine Ahnung, dass eben nicht alles prima lief. „Ja, nein, ach, ich weiß es nicht genau“, stotterte Amrei und richtete ihren Blick auf das Fenster. Kaum zu glauben, dass gestern so ein Unwetter getobt hatte. Sie war sich nicht sicher, ob ihr Sturm im Innern auch so heftig war. Vielleicht hatte sie ihn bislang gekonnt unterdrückt oder es war eben doch nur eine kleine Sinnkrise, was sie gerade durchlebte. Sie hielt es für klug, einfach eine Gegenfrage zu stellen.

„Und was hat Dich wieder ins Montafon gelockt?“

„Ach, ich wollt einfach ein bisschen unterwegs sein. Und dann hab ich mir gedacht: Warum nicht einfach mal meine Heimat neu entdecken?“

„Wo wohnst Du denn jetzt im Moment?“, wollte Amrei wissen.

„Nirgendwo so richtig. Eigentlich in München. Von dort aus bin ich in der ganzen Welt unterwegs. Einige Jahre hab ich auch in China gewohnt. Und was ist mit Dir?“

„Klingt spannend. Ach, bei mir ... Ich bin immer noch in dem Hotel, in dem ich auch die Lehre gemacht hab, unten in Vandans. Dass ich zwei Kinder mit Thomas hab, weißt Du ja, oder?“ Amrei senkte den Kopf, als sie an Minna und Laurin dachte und daran, wie sehr sie sich gestern in Gefahr gebracht hatte. Thomas konnte sie davon auf keinen Fall erzählen, auch ihren Eltern nicht. Sie würden sie für komplett verantwortungslos halten.

„Vermisst sie, Deine Kleinen, hm? Das kann ich verstehen. Und klar, Thomas“, Armin nickte. „Auch fernab vom Montafon bekomme ich alles mit. Warum ist er nicht dabei?“

„Das wär nicht gegangen. Minna und Laurin sind ja noch nicht so groß, da muss einer von uns zu Hause bleiben.“ Amrei spürte, dass Armin ihr die Heile-Welt-Geschichte nicht recht glaubte, und sie versuchte, das Thema zu wechseln.

„Auf der Wanderung hab ich mich an Deinen kleinen Vortrag erinnert,

den Du mal an der Oberen Wies beim Schulwandertag gegeben hast. Du warst immer total begeistert von Steinen und den ganzen geologischen Zusammenhängen hier im Montafon. Du hattest alle mit im Boot, jeder hat Dir zugehört.“

„Das Thema ist auch heute noch nicht durch.“ Armin schmunzelte verlegen. „Bei mir daheim könnte ich mit meiner Steinsammlung sofort ein Mineralienmuseum eröffnen. Von der ganzen Welt bringe ich Steine mit und recherchiere, wann und wie sie möglicherweise entstanden sind. Manchmal sitze ich bis in die Nacht hinein da. Erst wenn ich das Rätsel gelöst hab, kann ich in Ruhe schlafen.“ Er griff in seine Hosentasche und holte einen kleinen Beutel heraus.

38. Große Momentaufnahme

„Sind da Deine gesammelten Schätze drin?“ wollte Amrei wissen. Armin öffnete den Beutel und ließ jede Menge kleine Steine in allen Farben auf den Holztisch purzeln. Amrei nahm einen dunkelroten in die Hand. Hinten las sie in winziger Reiskornschrift geschrieben „Kristberg 2019“.

„Der ist schön ... ist ja ganz leicht. Beschriftest Du alle Deine Fundstücke?“, fragte Amrei.

„Ja, das ist mir total wichtig, sonst weiß ich irgendwann nicht mehr, wann und wo ich sie gefunden hab“, sagte Armin. „Das ist meine Montafon-Schatzkiste. Zu Hause hab ich auch größere Steine. Die kleinen erinnern mich an den Moment dort und schenken mir einen schönen Gedanken, egal wo immer ich grad bin.“

„Ah, das teste ich gleich mal. Dieser hier ... „Basalt, Twyelfontein, 2012“, las Amrei vor. „Wo ist das denn?“

„Ja, weiß ich sofort!“ sagte Armin triumphierend. „Das war direkt nach dem Studium. Ich hatte so einen Hunger nach der Welt und habe mir verschiedene Stationen in Afrika ausgesucht. Ich hab dort erst in einem Camp gejobbt. Danach bin ich als Backpacker allein durch Namibia, Swasiland und Südafrika gereist.“

„Wow, das hört sich toll an.“ Amrei staunte und der Sturm draußen war schnell vergessen. Sie lauschte dem beruhigenden Klang seiner Stimme.

„Erzähl mir mehr, bitte.“

„Schau, das funktioniert mit den Schöne-Erinnerungen-per-Stein“, sagte Armin. „Der Platz ist der Hammer! Die Erde hat gedampft, als ob sie ausatmen würde. Wenn es da geregnet hat, hat die Grassavanne richtig grün geleuchtet. Und dahinter der verbrannte Berg. Die Einheimischen nennen ihn wegen dem Lavagestein so. Da ragen bis zu fünf Meter hohe

Basaltsäulen wie Orgelpfeifen in verschiedenen Farben auf. Das ist ziemlich beeindruckend.“

„Und der hier?“, fragte Amrei.

„Ein Painit. Myanmar ... Hochzeitsreise.“ Armins Miene verdunkelte sich. „Vielleicht sollte ich den mal aus der Sammlung nehmen.“

„Das tut mir leid.“

„Nein, alles gut ... oder auch nicht. Nimm bitte einen anderen.“ Amrei überlegte kurz und nahm den Stein, den sie vorher schon angesehen hatte.

„Du hast mir noch nichts von dem Ersten hier erzählt, dem roten.“

„Auch ein Vulkangestein wie der Basalt, besteht aber aus Quarz und Feldspat. Und es ist aus dem Montafon. Obwohl er schon einige Jahrmillionen auf dem Buckel hat, ist er geologisch gesehen noch jung. Die Hohlräume, die ihn so leicht und bröselig machen, waren ursprünglich mal Gasblasen, im Prinzip wie beim Emmentaler Käse. Bei den alten Rhyolithen sind die Hohlräume meistens mit Mineralien gefüllt.“

Amrei hatte schon des Öfteren gehört, dass das Montafon für viele Geologen zu einer der interessantesten Alpenregionen gehörte, weil hier, an der Grenze zwischen West- und Ostalpen, drei Gebirgsketten zusammentrafen: das Verwall, die Silvretta und der Rätikon. Die bunte Vielfalt an Gesteinen war für die Forscher wohl ein echter Fundus. Ehni hatte ihr erzählt, dass jedes der Gesteine eine große Momentaufnahme zeigte, einen Entwicklungsschritt der über zwei Milliarden alten Entstehungsgeschichte. Amrei hörte Armin gebannt zu. „Im nördlichen Montafon siehst Du hauptsächlich das helle Kalkgestein aus Muschelkalk und Dolomit. Es sind die jüngsten Gesteine, wie zum Beispiel beim Itonskopf, wo Du so tolle Riff-Fossilien sehen kannst. Vor allem an der Oberen Wies erkennt man sie richtig gut. Kannst Dir so vorstellen, dass hier ähnliche Verhältnisse waren wie heute am Roten Meer oder am Great Barrier Reef in Australien.“

„Davon handelte Dein Vortrag damals“, sagte Amrei.

„Daran erinnerst Du Dich so genau?“

„Sogar ganz genau. Der Gedanke, dass wir nur so eine kurze Erscheinung auf der Erde sind, war mir davor nie gekommen. Du hast mir damit eine ganz andere Perspektive auf das Leben gegeben.“

„Echt jetzt? Das musst Du mir erklären“, bat Armin.

„Es war wie eine Erkenntnis, dass man sich selbst nicht so wichtig nehmen sollte. Und dass viele menschliche Probleme im Angesicht dieser riesigen, langen Geschichte der Erde ziemlich klein und unbedeutend sind.“

„Na ja, sich selbst wichtig zu nehmen, finde ich aber schon wichtig, für sich selbst und für andere“, erwiderte Armin.

39. Buntes Montafon

„Komm, erzähl mir noch ein bisschen vom Montafon und seinen Steinen.“
„Du weichst mir aus ... hm, na gut. Weil es geologisch so spannend im Montafon ist, hat man schon im 19. Jahrhundert angefangen, hier zu forschen, und ist heute noch nicht fertig damit“, erzählte Armin. „Vom Rellstal über den Kristbergsattel ziehen sich Sandsteine und Vulkan-
gesteine in Richtung Klostertal. Die Silvrettagesteine bestehen dagegen aus hellen Gneisen und grünen Amphiboliten. Es sind die ältesten Steine Vorarlbergs und Teil der afrikanischen Krustenplatte. Die Silvretta ist sozusagen das Hauptgebäude des Montafon, weil es den größten Anteil hat.“

„Total spannend. Ist das einer hier?“ Amrei griff nach einem grünlich gefärbten Stein.

„Sehr gut, gleich erkannt, das ist ein Amphibolit mit Hämatit“, antwortete Armin, ohne zu überlegen. „Der ist allerdings aus dem Verwall. Du musst zwischen Gestein und Mineral unterscheiden. Ein Gestein kannst Du Dir wie einen Kuchenteig vorstellen, in dem alle möglichen Zutaten gemischt worden sind. Die Zutaten sind die Mineralien. In diesem Fall ist das Mineral der Hämatit.“

Amrei staunte über Armins Detailwissen. Seine Augen leuchteten, ähnlich wie bei Jori, als sie am Langsee jeden Zentimeter untersucht hatten. „Hämatit ist ein Eisenoxid und wurde früher beim Bergbau im Montafon abgebaut. Wenn Du ihn schleifst, wird das Wasser ganz rot, deshalb nennen ihn viele Blutstein.“

„Beschäftigst Du Dich auch mit der Wirkung der Steine?“, fragte Amrei.
„Nicht so intensiv, für mich ist die Entstehungsgeschichte wichtiger. Aber beim Hämatit weiß ich, dass ihn die alten Ägypter schon als Schutzstein in Form kleiner Götterfiguren um den Hals trugen. Er soll Mut, Lebenskraft und Selbstständigkeit fördern, hat mir mal jemand bei einem Projekt dort erzählt. Er hilft wohl dabei, seinen eigenen Bedürfnissen mehr Aufmerksamkeit zu schenken.“

„Dann ist er wahrscheinlich etwas für mich“, überlegte Amrei laut. „Deine Begeisterung ist echt ansteckend.“ Sie erzählte Armin von Jori und ihrer Arbeit und wie sie in der kleinen Forsthütte ihres Vaters ganz einfach lebte, wenn sie im Verwall forschte. Armin betrachte Amrei und hörte ihr aufmerksam zu.

„Die Gesteine bringen übrigens einzigartige Pflanzengemeinschaften hervor, da hat Dir Jori sicher auch welche gezeigt, oder?“

„Ja, das war voll interessant. Sie hat gesagt, dass sich durch das Aufeinan-

dertreffen der drei unterschiedlichen Gebirgseinheiten eine einmalige Vegetation herausgebildet hat und dass man allein anhand der Pflanzen das Gestein oder die Erze im Boden erkennen kann“, sagte Amrei und blickte Armin dabei neugierig an. „Dann bleibt noch der Rätikon in Deinen Ausführungen. Wie lange könntest Du eigentlich über das Montafon und seine Gesteinsarten am Stück erzählen?“

„Ich glaube, das würde für die Zuhörer ein unerträglich langer Wortmarathon werden.“ Armin schmunzelte.

„Okay, probieren wir es mit der Kurzversion“, sagte Amrei und sie mussten beide lachen.

„Tatsächlich ist es da ein bisschen komplizierter. Als das Montafon noch ganz vom Meer bedeckt war, sind die jüngsten Ablagerungen entstanden, also verschiedene Sedimentgesteine, die sich wie in Schichten übereinander ablagern. Das sind im Rätikon Kalksteine und Tonschiefer. Sie sind oft verschiefert und verfaltet. Darüber kann man stundenlang erzählen. Auf jeden Fall hat alles auch Einfluss auf die Trinkwasserqualität, aber ich glaube, das reicht mit der Geografiestunde, oder?“ Das klang mehr nach einer Feststellung als nach einer Frage. „Einverstanden“, sagte Amrei und nickte leicht.

Die Luft war angefüllt mit Worten und Stimmungen. Vom späten Frühstück waren sie schon weit entfernt. Sie hatten sich über zwei Stunden intensiv unterhalten und bereits ein erstes Radler und einen weißen Ge-spritzten bestellt. Sie nahmen einen Schluck und blickten beide verlegen zur Seite. Amrei fühlte sich ein bisschen wie die kleinen Blasen im Glas. Es war schön, mal wieder etwas ganz anderes zu hören und zu sehen, als tagein, tagaus in denselben Bahnen zu laufen und in die immer gleichen Abläufe und Handlungen eingebunden zu sein.

„He, wir brauchen noch ein paar Mitspieler. Wie wär's mit Euch zwei Geologen?“, fragte der Tischnachbar und winkte mit ein paar Karten in seiner linken Hand. Diese sahen leicht speckig und klebrig aus und erzählten von vielen Hüttenabenden oder gar Tagen, an denen einem der Wettergott das Draußensein vermieste.

Armin sah Amrei an und zuckte mit den Schultern. „Lust auf eine Runde Jassen?“ „Na, das kann ja was werden, jetzt um diese Tageszeit. Bier, Jassen, ich weiß nicht, wie das in ein paar Stunden enden wird“, resümierte Amrei schmunzelnd. Sie rutschten beide an den anderen Tisch mit drei Spielern und Mattei, der sie angesprochen hatte. Er teilte die Karten aus. In den nächsten Stunden wechselten ihre Stimmungen von Minute zu Minute. Es ging heiß her. Zwischen Gewinnen und Verlieren lagen viele konzentrierte Momente, laute Lacher und empörte Rufe.

„Wie kannst Du nur?“, blaffte sie Armin an, der absichtlich eine falsche Karte gespielt hatte.

„Kommt davon, wenn man eine Schlafmütze wie Du bist und bis um neun Uhr schläft“, ärgerte sie Armin.

Amrei spürte ihre Wangen glühen und war sich sicher, dass Armin ihr ansah, wie sehr sie dieses unbefangene Spiel genoss. Sie fragte sich, wann sie zuletzt so viel Spaß gehabt hatte. Ihre Eltern hatten nie Lust aufs Kartenspielen. Ihre Großeltern hatten ihr das Jassen beigebracht, weil sie nicht ständig UNO spielen wollten und fanden, dass alle Montafoner das beherrschen sollten. Sie konnten es beide perfekt, gab es doch zu ihrer Zeit keine Ablenkungen an langen, dunklen Wintertagen wie Fernseher oder gar Tablet und Handy. In ihr stieg ein warmes Gefühl in der Bauchmitte auf. Sie hatte die Stube zu Hause vor Augen, in der das Knistern vom Ofen zu hören war und es nach frisch gebrühtem Kaffee und Apfelstrudel ihrer Ahna duftete.

Mattei notierte auf der Schieferplatte die Ergebnisse ihrer Runden, der Wirt hingegen die Anzahl der bestellten Biere. Er setzte sich für drei Jass-Runden dazu. Es war eng am Tisch, jeder rückte näher an den anderen und Amrei fühlte die Wärme, die Armins Körper ausstrahlte.

40. Vertrauter Raum

Wie sie so auf engem Raum mit unbekanntem Menschen zusammensaßen, hatte auf eigenartige Weise etwas Vertrautes. Rund ums Haus hörten sie den Wind pfeifen. Und die Welt wurde über die Stunden hinweg für Amrei kleiner, überschaubarer. Niemand kam weiter. Ihr kam es vor wie eine Verabredung, ein konspiratives Treffen, für welchen Zweck auch immer. Menschen, die im Alltag in ganz verschiedenen Rollen und Berufen unterwegs waren, zog es in die Berge. Für die einen waren sie eine willkommene Herausforderung, den anderen schenkten sie Ruhe und Frieden. Doch jeder hatte eine andere Motivation, warum er losgezogen war. Kräfte messen, Klarheit finden, Neues schöpfen. „Spannend, was wir alles in die unberührten Felsen der Berge hineinprojizieren“, murmelte Amrei leise.

„Was hast Du gesagt?“, wollte Armin wissen.

„Ach ... ich hab nur grad laut nachgedacht“, sagte Amrei. Sie hatte nach dem Jassen eine Runde auf ihrem Zimmer geschlafen. Ihr steckte das gestrige Ereignis noch in jeder Faser ihres Körpers. Armin hingegen wirkte in ihren Augen einigermäßen fit. Beide saßen sie jetzt wieder in der Stube, mit all den anderen. Ob sie es wollten oder nicht, sie mussten sich dem

kleinen Hüttenkosmos, der sich um Schlafen, Essen und Gespräche drehte, einfach hingeben. Doch ihr machte es nichts aus, keinen Schritt von dem Haus weggehen zu können. Es war wie ein Ruhepunkt, abgeschlossen und weit weg von ihrem Leben im Tal.

„Du hast mir noch nicht genau erzählt, warum Du eigentlich das Montafon neu entdecken willst“, stellte sie fest und tauchte aus ihren Gedanken auf.

„Hast mich ja vorher auch nicht direkt gefragt ...“, gab Armin zurück und schnalzte mit der Zunge.

„Deine Steine haben die ganze Aufmerksamkeit geschluckt“, meinte Amrei und war nicht sicher, ob Armin es überhaupt erzählen wollte. Er war ihr zuvor schon ausgewichen, als sie über den Stein aus Myanmar in seiner Sammlung gesprochen hatten.

„Ich rede nicht so gerne darüber, aber passt schon“, antwortete Armin, als ob er spüren konnte, dass sie unsicher war. „Ich glaube, es war die Sehnsucht nach Heimat, nach Zuhausesein. Nach diesen Jahren der Wandschaft in so vielen Ländern der Welt bin ich müde geworden, irgendwo wieder neu anzufangen. Ich dachte immer, ich bin ein Nomade und kann überall zu Hause sein. Bis zu einem gewissen Punkt war das auch so“, erzählte Armin.

„Es sind immer die Menschen, die einem dieses Gefühl von Zuhause geben ...“, sagte Amrei und sie dachte dabei an Ehni, „bei mir ist das zumindest so.“

„Ja, aber nicht allein. Es sind Formen, Töne, Düfte – jedes Land, jede Region hat einen eigenen Klang, eine Melodie, die man schon nach ein paar Takten wiedererkennt. Wenn ich irgendwo in den Bergen unterwegs war, hab ich gemerkt, wie sehr sie mich ans Montafon erinnern. Jedes Mal gibt mir allein der Gedanke daran einen kleinen Stich. Frühkindliche Prägung wahrscheinlich“, sagte Armin nachdenklich und zuckte mit den Schultern. „Ehni meinte, Berge sind wie eine Familie. Sie sind unverrückbar und immer da. Allein durch ihre Präsenz vermitteln sie einem Sicherheit.“

„Wenn man nicht grad bei Unwetter auf den Gipfeln unterwegs ist, schon ...“, flachte Armin. „Ja, das empfinde ich auch so wie Dein Ehni. Und je mehr ich mich mit den Gesteinen beschäftige, desto mehr werden mir die Verbindungen und Bezüge zwischen den Bergen bewusst. Es ist wie in einem großen Familienstammbaum zu lesen.“

Es hatte aufgehört zu graupeln. Morgen würden sie vielleicht weitergehen können. Die Pausen zwischen ihrem Gespräch waren still, aber nicht leer.

41. Verborgene Wünsche

„Was wünschst Du dir?“, fragte Armin in die Stille hinein.

„Wie, was ich mir wünsche? Was ist das für eine Frage?“, sagte Amrei verwundert und runzelte die Stirn. „Ach, ich wünsch mir, dass Ehni wieder da wäre, dann ginge vieles leichter. Mit seinem Weitblick und seiner Klarheit wusste er immer, was zu tun ist. An ihm konnte ich mich immer orientieren. Es genügte ein Nicken oder ein Augenrollen, das war genug für mich. Außerdem war er zufrieden mit sich und dem Leben. So ein typischer Urmontafoner halt. Der braucht keine großen Schätze, er schätzt das, was er hat.“

„Nein, ich meine Dich, Amrei. Was wünschst Du Dir für Dich?“, fragte Armin nach.

„Hab ich mich noch nie so direkt gefragt“, erwiderte Amrei und rieb verlegen an ihrem Glas.

„Sitzt Du nie da und träumst von etwas?“

„Träume sind doch was anderes als Wünsche.“

Armin hob seine Augenbrauen. „Mensch, Amrei, Du bist echt voll im Kopf. Wie geht es Dir denn so wirklich?“

„Ja, bin schon zufrieden. Was fragst Du das auch?“ Die angeregte Stimmung in ihr kippte.

„Entschuldige bitte, ich will Dir halt ein bisschen auf den Zahn fühlen“, erwiderte Armin verlegen.

„Ach was. Wir haben uns fast zwanzig Jahre nicht gesehen. Ich weiß im Prinzip gar nichts mehr über Dich, außer dass Du Dich für Steine interessierst und als Ingenieur auf der ganzen Welt herumgependelt bist“, antwortete Amrei trotzig und nahm einen großen Schluck aus ihrem Glas. Im gleichen Moment tat ihr leid, was sie gesagt hatte. Armin wirkte betroffen. Er wollte ihr sicher nicht zu nahekommen, da war sie sich sicher. Sie schwiegen beide.

„Tut mir leid. Ich wollte Dich nicht kränken. Ich bin es wahrscheinlich nicht gewohnt, dass mir jemand solche direkten Fragen stellt“, sagte Amrei.

„Passt schon, geht mich ja auch nichts an.“ Armin versuchte zu lächeln.

„Ich wüsste es selbst gerne, warum ich losgezogen bin. Aber warum willst Du es wissen?“

„Mich interessiert es, warum Menschen diese oder jene Entscheidungen in ihrem Leben treffen. Außerdem fand ich es schon immer spannend, was in Dir so vorgeht ...“ Er machte eine längere Pause und sah sie an. „Als ich Dich gestern da so aufgelesen hab, ist mir das sehr nahegegangen. Ich

hab wenig geschlafen gestern Nacht.“ Amrei wurde warm. „Okay, ich frage jetzt einfach mal anders: Warum sitzt Du jetzt genau in diesem Augenblick hier oben auf über zweitausendfünfhundert Metern Höhe in der Silvretta in dieser Hütte?“

Amrei rieb sich ihre kleine Narbe über der Augenbraue und strich mit der anderen Hand über die Maserung des Holztisches. Sie holte tief Luft. „Ich wollte es einfach“, sagte sie. „Ich wollte mich spüren. Ehnis Tod hat mich oder besser gesagt mein Leben ins Wanken gebracht. Ich stand irgendwie neben mir. Er war echt ein Kompass für mich. Dass er da war, hat mir Sicherheit gegeben und es mir einfach gemacht, Entscheidungen zu treffen. Verstehst Du das?“

„Sehr gut sogar. Mir ist es mit meinem Vater so ergangen ... als er so überraschend gestorben ist. Es hat lange gedauert, bis ich mich damit auseinandersetzen konnte. Aber ich hab viel aus dieser Zeit gelernt. So ein Verlust, so schmerzlich er ist ... Manchmal lässt er uns ganz neue Seiten in uns entdecken.“

Amrei konnte in Armins Gesicht sehen, wie sehr ihn das Thema noch immer berührte. „Was hast Du daraus gelernt?“, fragte sie. „Vielleicht kann ich etwas für mich daraus ziehen.“

„Es mag sich vielleicht seltsam anhören, aber ich musste erst einmal herausfinden, was ich eigentlich vom Leben will. Ich bin halt so vor mich hingeschwommen“, erzählte Armin.

„Was, ausgerechnet du?“, fragte Amrei überrascht. „Du hattest doch immer einen klaren Plan: Studium, Ausland, Karriere.“

Armin lachte. „Klingt fast wie in der Werbung. Mein Haus, meine Yacht ...“ Amrei mochte es, wie sein Gesicht sich aufhellte, wenn ihn etwas amüsierte. „Na ja, das mit dem Ingenieursstudium war schon mein Ding. Von Klein auf haben mich die großen Wasserkraftwerke fasziniert. Aber wahrscheinlich wäre ich ein genauso guter Geologe geworden, vielleicht ein viel besserer sogar.“

„Allein an Deiner Begeisterung für das Thema gemessen ...“, stimmte ihm Amrei zu.

„Ich überlege, wieder ins Montafon zurückzukommen.“

„Was, Du? Echt?“ Amrei war völlig überrascht und schaute Armin ungläubig an.

„Ich hab genug von meinem Ausflug in die Welt. Seit meiner Scheidung bin ich eh frei und kann hingehen, wohin ich will.“ Armin wirkte betroffen, als er davon sprach. „Wir haben ja keine Kinder. Und als Ingenieur mit meiner Erfahrung finde ich in der Nähe sicher schnell einen neuen Job.“

„Ist das schon länger her mit der Trennung?“, wollte Amrei wissen. Sie

war sich nicht sicher, ob sie Armins Überlegungen ins Montafon zurückzukehren, so gut fand. Ein Teil in ihr freute sich, ein anderer hatte Bedenken. Durch die Entfernung hatte sie sich nicht mehr damit auseinandersetzen müssen, was sie vielleicht noch für ihn empfand. Nervös drehte sie den Ehering an ihrem Ringfinger.

„Nein, ein paar Monate. Ist doch noch ziemlich nah mit Luan. Hatten große Träume zusammen. Ich glaub, auf die Dauer ist ihr mein sturer Bergcharakter auf den Keks gegangen“, versuchte Armin eine Erklärung und blickte nach draußen. „Schau mal, die Sonne kommt raus, jetzt, wo’s bald Abend ist.“

Ein Lichtstrahl fiel direkt in sein Gesicht. Amrei betrachtete seine kantigen Züge um sein Kinn und den Dreitagebart, den Armin mit seinem Handrücken rieb.

„Tut mir leid, mit Dir und Luan“, sagte Amrei sanft.

„Schon gut. Gehört halt dazu. Zum Leben. Wird eine Weile brauchen. Manchmal liebt man ja die Vorstellung dessen, was es hätte sein können, mehr als das, was es war. Vielleicht hab ich zu viel geträumt.“

42. Neuer Lichtblick

Amrei und Armin gingen mit ihren Getränken und Woldecken nach draußen, um zu schauen, ob sich der Nebel nun endlich gelichtet hatte. Tatsächlich bildeten die Wolken eine Schneise, die den Blick nur auf einen Teil der Berge freigab. Die anderen Himmelsrichtungen waren mit einem Nebelvorhang verhüllt. Sie setzten sich auf eine der Bänke, die der Wirt heute Morgen an die Wand gelehnt hatte, und prosteten sich zu.

„Ein bisschen wie damals auf der Party, als Du mir ein Bier spendiert hast und wir draußen die Zeit vergessen haben, weil wir uns so gut unterhalten haben“, meinte Armin nach einer Weile.

„Das scheint ja heut auch noch so zu sein“, erwiderte Amrei.

„Es gibt nur wenige Menschen, bei denen ich das Gefühl hab, dass sie mich verstehen. Du gehörst dazu“, meinte Armin und wandte ihr sein Gesicht zu. „Magst noch mehr Decke?“, fragte er und legte sie über ihre Beine.

„Danke, ist nicht so kalt, wie ich dachte. Wahrscheinlich war das gestern eine Kälteschocktherapie.“

„Na, zumindest kannst Du schon ein bisschen darüber scherzen, das ist gut“, meinte Armin und streifte dabei ihren Oberarm. „Warum hast Du mir nie auf meine Nachrichten geantwortet?“

Amrei hob die Schultern und legte den Kopf in den Nacken. Mit dieser

Frage wirkte die Welt noch kleiner und gleichzeitig wenig real. Abgeschieden vom Tal saß sie mit ihrer Jugendliebe auf einer Hütte fest. Solche Geschichten gibt es sonst nur im Kino, dachte sie sich. Sie schwieg lange. „Du warst einfach so weit weg. Ich wollt nicht raus aus dem Tal. Das wär mir viel zu kompliziert gewesen mit Dir in Köln.“

„Ich war komplett vernarrt in Dich. Ich hab’s nicht kapiert. Wollte es auch nicht verstehen. Ich dachte, ich bin Dir egal“, antwortete Armin.

„Du bist echt so ein Weltenbummler, ich gar nicht. Ich brauch das hier. Für mich ist das Tal die Welt.“ Beim Reden wurde Amrei noch mehr bewusst, wie sehr sie ihre Heimat liebte und dass sie sich nie vorstellen könnte wegzugehen. So wie Armin es vorher gesagt hatte: Es war der Klang dieses abgelegenen Tals. Das Glockengeläut der Kühe, der Duft, wenn die Wiesen frisch gemäht waren, die Luft, die nach einem Regenschauer wie frisch gewaschen war und jeden noch so kleinen Felsvorsprung sichtbar machte.

Die Abendsonne tauchte die Nebelschneise und die dahinterliegenden Berggipfel in goldrotes Licht.

„Spektakulär. Also, wenn wir’s nicht schon hinter uns hätten, wäre das der perfekte Moment, um etwas Neues anzufangen.“ Armin grinste und bewunderte das Naturschauspiel. Amrei sah ihn von der Seite an. „Alles hat seine Zeit“, sprach er weiter. „Leider gibt es immer nur eine Richtung, in die wir gehen können. Vorwärts.“

„Siehst Du, der Korridor weist uns den Weg. Dort geht’s lang morgen, oder?“, fragte Amrei.

„Ja, das ist die richtige Richtung“, flüsterte Armin leise.

Amrei schloss die Augen und atmete tief ein. Ihr war leicht schwindlig. Sie lehnte sich fest an die Hüttenwand. Sie hätte ewig an diesem Platz sitzen können. Sie genoss die kalte Luft, den Wind, der ihr Haar ins Gesicht blies, das Licht, das auf ihre Augenlider schien und langsam verblasste. Sie fühlte das Blut durch ihre Adern rauschen.

„An was denkst Du grad?“, fragte Armin.

„Jetzt, wo Du fragst ... ausnahmsweise mal an nichts.“ Amrei lächelte zufrieden. Sie spürte einen Windhauch in ihrem Gesicht und blinzelte. Armin hatte seine Hand ganz dicht an ihrer Wange, doch er ließ sie wieder sinken. In Herz pochte schneller. Amrei schlug die Augenlider auf und sah Armin direkt ins vertraute Gesicht.

43. Schneller Abschied

„Kann ich mich bei Dir melden? Ich meine ...“ Armin suchte nach Worten, um sich von Amrei zu verabschieden. Sie standen sich an der Bushaltestelle in Gargellen gegenüber und er würde den Postbus zurück nach Schruns nehmen. Eine beklommene Stille umgab beide. Sie waren zurück im Leben und doch weit weg. Raus aus der Anonymität über den Wolken konnten sie hier jederzeit jemandem begegnen, der sie kannte. Über dem Tal thronte der Gipfel der Madrisa wie eine Madonna. Gargellen lag auf über eintausendvierhundert Metern an der Schweizer Grenze. Ein abgeschiedener Platz mitten in der Bergwelt. Ein großer Wald trennte den Ort vom Haupttal. Genauso fühlte sich Amrei. Sie gehörte dazu und gleichzeitig auch nicht. In wenigen Tagen hatte sie so viel erlebt, dass es ihr vorkam, als wäre sie seit Monaten unterwegs. Nicht nur die Silvretta hatte sie an ihre Grenzen gebracht, auch das Verhältnis zu Armin war eine Gratwanderung. Es schwebte etwas zwischen ihnen, was nie richtig geendet hatte. Das war ihr nach diesen Tagen klar. Von der Saarbrücker Hütte hatten sie es am nächsten Vormittag gerade bis zur Tübinger Hütte geschafft. Statt Graupelschauer hatte es in Strömen geregnet, sodass sie eine weitere Nacht hoch oben auf den kargen Gipfeln der Silvretta verbrachten. Lieber wäre sie noch am selben Tag durch das Vergalda Tal nach Gargellen abgestiegen. Sie war hin- und hergerissen zwischen ihren eigenen Gefühlen. Mehr als sie wollte, genoss sie die Nähe und die Vertrautheit zu Armin, gleichzeitig vermisste sie Thomas, Minna und Laurin so sehr, dass ein sehnsuchtsvolles Ziehen durch ihren Körper wanderte. Sie würde ihre innere Heimat, ihre Familie, niemals aufs Spiel setzen. Aber es gab einen anderen Teil in ihr, der in der Begegnung mit Armin aufgeflackert war. Er verkörperte etwas, wonach sie sich sehnte: wieder neugierig auf das Leben zu sein, Unbekanntes zu wagen und sich selbst aus der Vogelperspektive zu betrachten. Er war frei im Denken und in allem, was er tat. Entlang des Vergalda Tals waren sie Richtung Madrisa gewandert und hatten langsam das Hochgebirge verlassen. Dort zogen sich zur einen Seite steile Wände himmelwärts, zur anderen fielen ebenso steil die Alpweiden in den Talboden hinab. Vom Hin- und Herlaufen der Kühe hatten sich Rippen im Grün gebildet und verliehen der Landschaft einen terrassenartigen Charakter. Das Tal wirkte endlos und Amrei war es so vorgekommen, als sei sie im Nirgendwo unterwegs. Jeder Schritt war wie ein leichtes Schweben in einem Vakuum gewesen, das nun in Gargellen endete. Hier, an der Bushaltestelle, löste es sich trotzdem unerwartet für

Amrei auf. Sie hörte, wie der Postbus anrollte. Obwohl beide schon über eine halbe Stunde fast schweigend an einer Stelle gestanden hatten, ging Amrei der Abschied zu schnell. Jedes Wort war überflüssig. Ein weiteres Mal musste sie jemanden gehen lassen und nur die Erlebnisse und Eindrücke der vergangenen Tage würden ihr bleiben. Was würde wohl Ehni sagen, sie hier zu sehen? Jeder Abschied bestand für Amrei aus einer anderen eigenartigen Mischung, von der sie keine einzige mochte. Dieser hier aus Wehmut, Unsicherheit, Scham und Erleichterung. Der wegfahrende Bus würde zumindest scheinbar die Situation mit einem scharfen Messer durchtrennen, die sie seit Tagen aufwühlte. Ein verlegener Kuss auf die Wange, eine Umarmung und schon schlossen sich die Türen. Armin und Amrei blickten sich noch mal durch die Fensterscheibe an, dann sah sie dem wegfahrenden Bus hinterher. Sie fühlte sich wie ein Baum: lebendig und doch an einen festen Platz gebunden. Sie verabscheute dieses Gefühl, wieder ganz auf sich gestellt zu sein. Dieser Zeitlupenmoment zwang sie dazu, sich mit sich selbst und ihrer Beziehung zu diesem Mann auseinanderzusetzen. Fragen fluteten ihren Kopf: Warum sind ausge-rechnet wir uns dort oben begegnet? Was ist in dieser gemeinsamen Zeit mit mir passiert? Wie würde das Wiedersehen mit Thomas sein?

Sie setzte sich auf die Bank an der Haltestelle und startete in die Leere. Nach einer Weile holte sie wie in Trance ihr Handy hervor und machte es an. Nach Tagen hatte sie erstmals wieder Empfang. Es piepste einige Male. Thomas hatte geschrieben. „Geht es Dir gut? Hoffe, Du bist gut durch die Silvretta gekommen. Wir vermissen Dich.“ Sie war überrascht. Warum schrieb er nun plötzlich so emotional? Die andere SMS war von Helene. „Wann kann ich mit Dir rechnen?“ Sie hatte ihrer Schulfreundin vor ihrer Abfahrt geschrieben, dass sie sich von unterwegs melden würde, bevor sie nach Gargellen kommen würde. Vom Hüttentelefon aus hätte sie Bescheid geben können, doch sie hatte es total verschwitzt. Sie wählte Helenes Nummer.

„Grüß Di, Amrei, na, wo steckst Du?“

„In Gargellen.“

„Was? Warum hast Du nicht früher Bescheid gegeben? Heut hab ich echt gar keine Zeit für Dich.“

„Passt schon.“

„Ist alles in Ordnung mit Dir? Klingst so komisch.“

„Na ja, alles okay.“

„Versteh gar nichts. Komm rüber ins Hotel. Hast Glück, ein Gast hat vorhin abesagt. Da ist noch ein schönes Zimmer, das ich Dir geben kann.“

44. Freundschaftliche Bande

Helene und Amrei kannten sich seit der Ausbildung. Sie waren in die gleiche Klasse der Berufsschule gegangen und dicke Freundinnen geworden. In letzter Zeit hatten sie sich selten gesehen, weil jeder so viel zu tun hatte. Amrei mit ihrem Job und ihren Kindern, Helene im elterlichen Betrieb in Gargellen, den sie vor zwei Jahren zusammen mit ihrem Bruder übernommen hatte. Amrei erhob sich, ihre Glieder waren schwer wie Blei. Langsam lief sie hinüber zu der kleinen Anhöhe, wo neben der Kirche mit dem üppigen Zwiebelturm das Haus thronte. Mit seiner kunstvollen Holzbauweise im Jugendstil fiel es sofort auf. Ohne Mühe konnte man sich vorstellen, wie hier im letzten Jahrhundert betuchte Sommerfrischler ihre Urlaube im Montafon verbrachten. Helene hatte ihr Einträge aus alten Gästebüchern und Fotos aus dieser Zeit gezeigt. Darauf waren elegant gekleidete Damen und Herren zu sehen, wie sie mit aufgespannten Sonnenschirmen unterhalb des Hotels am Suggadinbach verweilten. Gargellen war seit 1890 Luftkurort und bald darauf kam Erholungsurlaub in Mode. Aus der alten Säumertaverne wurde ein Hotel. Später gingen hier Schriftsteller, Fabrikanten und Gelehrte ein und aus, darunter bekannte Persönlichkeiten wie Sigmund Freud, Peggy Guggenheim oder Arnold Brockhaus.

Als sie das Hotel betrat, kam ihre Freundin gerade um die Ecke gebogen. „Amrei? Oh, ich glaub, Du kannst einen Boxenstopp hier gut gebrauchen. Helenes Blick wanderte an Amrei hinunter. „Schaust etwas mitgenommen aus.“

„Danke für die freundliche Begrüßung“, erwiderte Amrei.

„Ehrlichkeit währt am längsten. Komm, ich geb Dir schnell den Schlüssel, bevor Du die anderen Gäste vertreibst“, scherzte Helene, doch Amrei war nicht danach zumute und versuchte nicht einmal zu lächeln. „Ruh Dich doch erst mal aus. Ich schau, dass ich die Spätschicht jemand anderem aufbrummen kann. Dann können wir ein bisschen quatschen, ja?“, versuchte sie Amrei zu trösten und reichte ihrer Freundin die Schlüsselkarte. Amrei fuhr mit dem Aufzug in den vierten Stock, um ihr Zimmer im historischen Trakt unter dem Dach zu beziehen. Nach den beengten Hüttenstuben und Lagern wirkte der Raum mit dem Doppelbett, den gemütlichen Sesseln und den holzverkleideten Wänden wie ein Palastzimmer. Amrei seufzte auf, stellte die Dusche an, zog ihre verschmutzte Kleidung aus und ließ sich den warmen Wasserstrahl über Kopf und Körper laufen, ohne sich viel zu bewegen.

„Frau wird von Jugendschwarm im Hochgebirge gerettet, das würde keiner glauben, wenn das in der Zeitung steht. Und wie geht's jetzt weiter?“, fragte Helene neugierig. Amrei hatte ihr gerade die wichtigsten Erlebnisse ihrer Tour zusammengefasst, doch beim letzten Ereignis in der Silvretta hatte ihre Freundin ihr Glas sinken lassen und sie ungläubig angeschaut. Sie saßen an einem Ecktisch hinter dem blumendekorierten Kachelofen in der Stube. „Wenn ich das wüsste, wie's weitergeht, wär es mir leichter ums Herz. Das kannst mir glauben“, antwortete Amrei.

„Mensch, Amrei. Von dem hast Du mir wirklich nie was erzählt, das hät ich mir gemerkt. Ist da was gelaufen?“

„Eigentlich nicht“, gab Amrei zurück.

„Eigentlich? Ach komm“, sagte Helene und rollte die Augen.

„Nein, das wär nicht gegangen. Was nicht heißt, dass es nicht aufregend war.“

„Hätt ich Dir auch nicht abgekauft. Bist trotzdem eine treue Montafoner Seele, wirklich. Kann passieren, wenn Dein ehemaliger Gschpusi Dir fast das Leben rettet. Hätt ich Dir alles nicht zugetraut, schon allein, dass Du losgezogen bist zu so einer Tour. Ganz neue Seiten, die ich da an Dir entdecke.“ Helene legte ihren Arm um Amreis Schulter und betrachtete sie verständnisvoll.

„Wie meinst Du das?“, wollte Amrei wissen und nahm ein Stück Brot aus dem Korb, den der Kellner mit einem Töpfchen Schnittlauchbutter als Vorspeise gebracht hatte.

„Na ja, als ich Dich das letzte Mal gesehen hab, hast Du irgendwie so festgefahren gewirkt. Bei Dir muss ja immer alles streng nach Plan gehen, fast ein bisschen wie bei unseren Eltern. Versteh mich nicht falsch. Aber so das Spontane, das ich auch an Dir kenne, das hab ich vermisst. Du hast fast so ein bisschen alt gewirkt“, erklärte Helene und schaute nachdenklich.

„Danke, dass Du mir das jetzt erst sagst ... Hm, ist vielleicht was dran. Ich hab daheim nur noch versucht, alles irgendwie zu schaffen. Mit Hotel und Hof, das sind ja zwei Jobs, dann die Kinder ... Und meinen Eltern wollt ich auch noch alles recht machen. So komisch es klingt, aber Ehns Tod hat mich wachgerüttelt, auch wenn ich bis jetzt noch nicht so genau weiß, warum ich unbedingt die Tour machen wollte“, erzählte Amrei.

„So was wie eine Sinnsuche vielleicht?“, fragte Helene und schürzte ihre Lippen.

„Ja, irgendwie schon. Jede Begegnung auf der Tour hat mir etwas gegeben. Die Natur. Die Menschen. Die Stille im Verwall war erst mal grenzwertig für mich. In meinem Kopf war es elendig laut und durch die Ruhe konnte ich das Toben dort oben das erste Mal so richtig hören. Dann ist

mir Jori, die Biologin, begegnet. Tolle Frau, und es hat mich total beeindruckt, dass sie so für ihre Sache brennt. Genauso Armin mit seinem Faible für Steine. Ich frag mich, für was mein Herz schlägt, abgesehen von den Kindern natürlich. Bis jetzt ist mir nichts eingefallen. Ganz schön aufregend, das herauszufinden, wenn man dafür eine Abenteuerreise machen muss.“

„Du hast’s nur noch nicht gefunden. Außerdem: Das ganze Leben ist doch ein Abenteuer, eine einzige große Heldenreise. Oder hast Du eine Ahnung davon, was morgen ist?“ Helene hob ihre Augenbrauen und schnitt sich ein Stück von dem Wildbraten ab, der warm dampfend und mit Kapuzinerkresse dekoriert vor ihr auf dem Teller lag. „Du wirst immer wieder aus Deiner Komfortzone geholt, egal, ob Dir das jetzt passt oder nicht. Dann darfst Du die Welle reiten, dann die nächste und so weiter. Es bringt nichts, sich in ein Schneckenhaus zurückzuziehen, wie Du es daheim gemacht hast. Draußen spielt das Leben.“

„Wusste gar nicht, dass so eine Philosophin in Dir steckt, meine Liebe.“ Das erste Mal an diesem Tag lächelte Amrei.

„Kannst mal sehen“, sagte Helene und schmunzelte. „Außerdem ist das Montafon voll von Pioniergeistern, wenn Du mich fragst. Das ist mir besonders aufgefallen, als ich mich mit meiner Familiengeschichte und der des Hotels auseinandergesetzt hab. Der Wirt damals, der die Taverne umgebaut hat, er hat die Zeichen der Zeit erkannt und schon geahnt, dass der Tourismus mal wichtig für das Tal werden könnte. Auch mein Urgroßvater hat viel gewagt. Er hat etwas aufgebaut, das bis heute Bestand hat. Was Wertiges, Nachhaltiges.“ Helene winkte dem Kellner und bestellte sich nochmals einen Rotwein. „Schön, mal wieder Gast im eigenen Betrieb zu sein. Danke, dass Du da bist.“

Die Zeit verging so schnell, dass Amrei und Helene überrascht auf den Zeiger der Stubenuhr schauten, der schon nach zwölf gerutscht war. Amrei war es ein bisschen leichter ums Herz. Zurück auf dem Zimmer öffnete sie das Fenster und kühle Luft strömte in den sonnengewärmten Raum. Sie sank erschöpft auf die Matratze und starrte an die Decke. Sie fragte sich, ob es Zufall war, wen sie auf ihrer Reise getroffen hatte. Alle hatten eine eigene Mission, die sie antrieb. Selbst die verschiedenen Gebirgszüge des Montafon kamen ihr vor wie eigene Persönlichkeiten, die ihr einen Spiegel vorhielten. Sie konnte ihre Erlebnisse auf die eine oder andere Weise sehen, denn letztendlich war ein Spiegel immer eine leere Fläche, in die sie etwas hineinprojizieren konnte. Und das warf Fragen auf, die sie sich nun selbst beantworten durfte. Was trieb sie selbst an?

Gab es etwas, wofür sie sich ganz und gar begeistern konnte? Etwas, das irgendwie Sinn machte? Beim Sortieren der Gedanken schlief sie in dem großen Bett ein.

45. Verbotener Handel

„Da, hier hast eine Thermoskanne mit Kräutertee drin. Lass Dir noch ein bisschen mehr Zeit für Deine Tour. Ich glaube, das war noch nicht das Finale. Da kommt noch was auf dem Weg“, meinte Helene zum Abschied und drückte Amrei fest. Als ob sie Gedanken lesen kann, dachte sich Amrei. Als sie nachts aufgewacht war, hatte sie überlegt, von Gargellen aus einen Bus zu nehmen und nach Hause zu fahren. Sie sehnte sich nach ihrer vermeintlich sicheren Welt – und nach den Kindern. Dann würde sie die Sache mit Armin sicher schneller vergessen können.

„Und übrigens: Ich glaub, Armin hat Dir nur etwas gezeigt, was Du in Deinem Leben vermisst. Es geht nicht um ihn als Person.“

„Versteh nicht, was Du damit meinst“, antwortete Amrei und schaute Helene fragend an.

„Ach, nur so. Denk mal drüber nach. Beim Laufen. Wenn was dran ist, wirst Du schon drauf kommen“, sagte Helene und wandte sich einem Gast zu, der eine Frage hatte. Dann drehte sie sich wieder zu Amrei. „Du, ich muss. Danke für den spannenden Abend gestern. Und halt mich auf dem Laufenden, ja?“

Amrei lächelte unsicher, trat vor die Hotelporte und ließ ihren Blick über Gargellen schweifen. Sie war froh, dass die Sonne schien und sie nicht im Regen weiterziehen musste. Der weiße Kirchturm und die grünen Wiesen leuchteten und der Suggadin gluckerte munter vor sich hin. Ihm war es egal, ob es regnete oder die Sonne schien, er floss einfach vor sich hin. „Auf ein Neues“, flüsterte sie und holte tief Luft. Thomas hatte mehrere Nachrichten geschrieben, doch sie hatte ihm nur geantwortet, dass sie gut in Gargellen gelandet war. Sie wusste nicht, was sie ihm sonst schreiben sollte. Im Moment wollte sie nur ihre Kleinen sprechen und hatte die beiden gestern Nachmittag vom Hotel aus angerufen, als Thomas noch bei der Arbeit war. Minna und Laurin hatten sich unbändig gefreut, als sie ihre Stimme gehört hatten. Amrei hatte ihnen davon erzählt, wie es kurz vor der Hütte plötzlich fest gegräupelt hatte, sie fast den Eingang nicht gefunden hätte und sie dann zwei Tage drinnen bleiben musste. Laurin wollte wissen, ob sie Angst gehabt und ob es dort etwas zu Essen gegeben hatte. Dass der Wirt Apfelküchle mit Zimt und Keesknöpli gekocht hatte, schien ihm zu gefallen, und

er wollte das nächste Mal unbedingt mit. Amrei meinte, dass er für die Silvretta-Tour noch ein bisschen wachsen musste und momentan dachte sie auch nicht daran, die Wanderung zu wiederholen. Bald würde die ganze Geschichte eine Erinnerung sein. Vielleicht sogar eine sehr wichtige, dachte Amrei. Doch nun lag der Rätikon vor ihr und sie wollte sich dort mit anderen Eindrücken aufladen. Sie rieb die Steine in ihrer Jackentasche. Mittlerweile hatte sie schon eine kleine Sammlung dabei. Kein Vergleich zu Armins, doch es war ihre persönliche Schatzkiste. Ehnis Brief steckte immer noch ungeöffnet in ihrem Rucksack. Amrei fragte sich, wann wohl der Moment kommen würde, in dem sie es nicht mehr aushielt und hineinschaute. Auch in der vergangenen Nacht hatte sie wieder ihren kleinen Altar aus Foto, Stein und Brief neben sich aufgebaut und jedes Stück berührt und genau betrachtet. Was immer auch darin stand, mittlerweile wollte sie ihn aufbewahren wie einen Goldbarren im Tresor, der nie an Wert verlor. Es ließ Ehni auf besondere Art präsent sein und wog sie in Sicherheit. Sie hatte Angst, dieses Gefühl zu verlieren, wenn sie ihn öffnete.

Amrei wusste, dass heute noch mal eine anspruchsvolle Passage mit über tausend Höhenmetern vor ihr lag. Im Ort folgte sie dem Weg entlang des Suggadinbaches und durch den Wald vorbei am Ronggwasserfall zur Unteren Röbialpe. Zur Oberen Alpe führte ein steiler Waldpfad hinauf. Sie kannte den Weg von der Theaterwanderung, die vom Schicksal der Menschen erzählte, die im Zweiten Weltkrieg versuchten, über das Montafon in die Schweiz zu flüchten, und von den Fluchthelfern aus dem Tal, die dabei ebenso ihr Leben riskierten. Amrei hatten die Szenen in den Alphütten und im freien Gelände zutiefst ergriffen. Zum Teil spielten die Darsteller ohne Worte und doch war ihr Ausdruck so stark, dass es die Zuschauer ringsum erfasst hatte. Es waren sogar Leute aus den USA dabei, die nur für das Stück angereist waren. Alles konnte sich genau so zugetragen haben, denn das Stück basierte auf Zeitzeugenberichten und literarischen Texten von Schriftstellern, die aus Nazi-Deutschland flüchten mussten.

46. Riskanter Grenzgang

An der Grenze zur Schweiz gelegen, war der Ort wie der gesamte Rätikon ein Tor zum Schmuggeln. Meist ging es um Gaunereien im kleinen Stil. Amrei dachte an Ehni, der ihr oft von seinem Onkel erzählt hatte, der wohl ein Schmugglerbaron gewesen sein soll. In den Augen der Montafoner war der illegale Handel auch keine Straftat, sondern eine

Notwendigkeit und ein Zeichen dafür, dass sie schlauer waren als das Gesetz. Im 18. Jahrhundert wurden die ersten Zollwachen zwischen dem Montafon und dem Prättigau gebaut. Krieg, Exportverbote und Hungersnöte – es gab einiges, was die Menschen existenziell bedrohte. Weil die Landwirtschaft oft nur wenig abwarf, fing Ehnis Onkel Anton irgendwann an zu schmuggeln, um seine Familie zu ernähren. Ehni hatte erzählt, dass seine Tante jedes Mal in der Stube betete, wenn ihr Mann sich bei Nacht und Nebel mit einem großen Rucksack auf den Weg machte. Als Bub wusste er noch nicht, wohin der Onkel ging. Erst später hatte ihm sein Vater davon berichtet, wie sein Bruder über die Jöcher Lebensmittel und Luxusgüter wie Kaffee, Zucker und Tabak aus der Schweiz transportiert und sich immer neue Tricks hatte einfallen lassen, um nicht erwischt zu werden. So hatte er Zucker in Wachs gegossen, mit Schafsglocken geläutet, wenn er Steine losgetreten hatte, um die Zöllner zu täuschen, oder Schuhe mit umgekehrter Spitze getragen, um eine falsche Fährte zu legen. Amrei liebte Geschichten wie diese. Ähnlich wie die Montafoner Sagen strahlten sie etwas Faszinierend-Schauriges aus, was sich nicht genau beschreiben ließ.

Amrei querte das Gelände zum Sarotlapass unterhalb der gleichnamigen Spitzen. Es war ein Grenzgang zwischen Österreich und der Schweiz, auch für die Schmuggler, die hier einst unterwegs waren. Für sie war es ständiges Abschätzen von Risiken und Erfolgchancen und sie liefen jederzeit Gefahr, erwischt zu werden. Amrei dachte daran, dass auch sie einiges riskiert hatte. Sie hatte damals nicht abschätzen können, wie Thomas, ihre Eltern und ihr Chef auf ihr Vorhaben reagieren würden. Auch während ihrer Tour hatte sie immer wieder neu entscheiden müssen und sich einmal komplett verschätzt, was fatale Folgen hätte haben können. So wie die Schmuggler hoffte auch sie am Ende auf einen Gewinn, keinen materiellen, sondern einen innerlichen.

Weil es so stark geregnet hatte, war es ziemlich rutschig. Trotzdem wirkte die Landschaft wie ein großer Garten: Die Felsspitzen bildeten einen langen Zaun, der die letzten rosa blühenden Alpenrosen behütete. Hin und wieder konnte Amrei eine kleine Seitenperspektive ins Rätikon und ins Gargellental erhaschen. Der Weg schlängelte sich hinauf zum Sarotlajoch und sie musste sich gut konzentrieren, als sie über die großen Felsbrocken und Steinflächen lief, vor allem an der seilgesicherten Passage. Das Tal vor ihr gehörte schon zur Schweiz. Nach drei Stunden hatte sie den Scheitel erreicht. Sie fühlte sich wie in einem Theaterstück – ein plötzlicher Szenenwechsel und schon war eine völlig andere Kulisse zu sehen. Ein prächtiges Gemälde aus grünen Alpweiden gekrönt von

den kalkweißen Felsen der Scheienfluh, Sulzfluh und der Drei Türme zusammen mit der Zimba, den Wahrzeichen des Rätikons. Aus dieser Perspektive sahen sie ganz anders aus, als Amrei sie sonst kannte. Am blauen Himmel beeilten sich weiße Wolken vorüberzufiegen. Dazwischen setzten die Strahlen der Sonne immer wieder andere Teile der Landschaft in Szene. Ihr Herz machte einen Satz. Sie sah die Hütten und vielen Wege, die sich durch das Gelände zogen. Ein Windstoß wirbelte durch ihre Haare und sie genoss den Anblick. Sie war erleichtert, nach der Einsamkeit im Verwall und der Kargheit der Silvretta diesen grün-weiß-blauen Dreiklang zu sehen und mehr Leben zu spüren. Den Rätikon kannte sie seit der Kindheit. Hier fühlte sie sich zu Hause. Anders als in den anderen Räumen, wo sie immer von Bergen umgeben war, konnte sie hier in die Weite und bis hinunter ins Tal oder ins Prättigau sehen. Sie war nicht mehr nirgendwo unterwegs, sondern irgendwo da. Für einen Moment schloss sie die Augen und ihre Mundwinkel formten ein kleines Lächeln. Sie hatte es bis hierher geschafft. Außer dem Windsäuseln war es so still hier, doch gleichzeitig pulsierte das Leben direkt unter ihren Füßen. Ein Schauer lief über ihren Rücken. Amrei wusste nicht mehr, wie lange sie dem Licht-Schattenspiel über der Landschaft zugehört hatte, als sie sich weiter zur Tilisunahütte aufmachte. Auf dem teilweise ausgesetzten Pfad lief sie zum Plasseggenpass, wo sie am Fuße der Scheienfluh und der Weißplatte zum Grubenpass unterwegs war. Amrei dachte an Armin, was sich auch wie dieser Grenzgang mit zwei Seiten anfühlte: eine warme und eine, die sie am liebsten vergessen würde, dass sie ihn in der Silvretta getroffen hatte. Sie fragte sich, was Helene damit gemeint hatte, als sie bei der Verabschiedung von ihm gesprochen hatte. Was vermisste sie in ihrem Leben? Amrei erinnerte sich daran, was Armin ihr auf dem Weg von der Saarbrücker zur Tübinger Hütte gesagt hatte. Als dort erneut dunkle Wolken aufzogen waren und sie total unruhig wurde, hatte er sie am Arm angehalten und ihr direkt in die Augen geschaut. „Während meiner Zeit als Bergretter hab ich viele wichtige Dinge für mein Leben mitgenommen. Eines prägt mich bis heute. Du musst Dir selbst der beste Begleiter sein und Deiner Kraft vertrauen. Du musst wissen, wie weit es noch bis zum Ziel ist und vor allem, wohin der Weg führt. Erst dann findest du Deinen Rhythmus. Hier oben wie auch in Deinem Leben.“ Die Worte hatten sich in ihr Bewusstsein eingegrast, weil sie erschrocken war, als er sie so am Arm gepackt hatte. Doch ihr Puls hatte sich augenblicklich beruhigt. Er hatte sie damit aus ihren Sorgen zurück in die Gegenwart geholt. Die Worte hatte sie später in ihr kleines Notizbuch geschrieben. Eigentlich wollte sie viel mehr

ihrer Erlebnisse und Eindrücke darin festhalten, doch nach ihrem ersten Eintrag am Gipfelkreuz des Itonkopfes war sie meist zu erschöpft gewesen oder sie hatte einfach nicht mehr daran gedacht. Vielleicht war sie einfach kein Schreiberling. Aber diese Worte wollte sie auf keinen Fall vergessen. Sich selbst der beste Begleiter zu sein, daran hatte sie wirklich noch nie gedacht. Von klein auf war sie so erzogen worden, dass es immer erst um die anderen in der Familie ging und sie sich selbst nicht so wichtig nehmen sollte. Alles andere galt als egoistisch. Das Pionierhafte der Montafoner war nie reiner Selbstzweck gewesen. Oft ging es ums nackte Überleben, darum, Arbeit zu haben, um seine Familie ernähren zu können. Sie schafften Unglaubliches, gaben dafür aber auch alles, was sie konnten. Über Generationen hinweg hatte sich diese Ansicht in ihre Köpfe gemeißelt und vielleicht war es jetzt an der Zeit, das einmal gründlich zu überdenken, überlegte Amrei. Auf der anderen Seite waren im Tal diejenigen hoch angesehen, die ihren eigenen Weg gingen und sogar irgendwo anders ihr Glück versuchten. So sehr Amrei ihre Schwester liebte: An Magdalena hatten ihre Eltern viel weniger Ansprüche als an sie. Es war für diese selbstverständlich, dass Amrei jederzeit für jeden und alles da sein musste. Wenn Magdalena diese Tour für sich geplant hätte, hätten sie das nie so in Frage gestellt wie bei ihr, dessen war sie sich sicher.

47. Millionenalte Kontraste

Am Grubenpass thronte ein altes, verwittertes Zollhäuschen auf einem Felsvorsprung, ein noch sichtbares Zeichen der Schmugglergeschichten. Das zerklüftete Kalkgestein des Rätikons war ideal, um Waren wie ungerösteten Kaffee zu verstecken und für andere zu deponieren. Amrei bückte sich, um einen kleinen Schmugglerstein aufzuheben, wie sie ihn taufte, und steckte ihn ein. Auf den Grasweiden hinter dem Häuschen konnte sie ein paar Murmeltiere entdecken. Immer wieder richtete sich eines auf, blickte schnell hin und her, um Feinde auszumachen, und verschwand dann flink im Bau. Sie streifte ihre Wanderschuhe ab und lief ein Stück barfuß. Das Gras war noch feucht und kitzelte ihre Fußsohlen. Dann goss sie sich einen Tee aus Helenes Thermoskanne ein und schnupperte an dem aufsteigenden, krautigen Dampf. „Wie wenig braucht es, um glücklich zu sein?“, fragte sich Amrei. Sie war schon immer genügsam. Doch der warme Tee, das feuchte Gras unter den Füßen und der Ausblick: Plötzlich gesellte sich zu ihrer Genügsamkeit ganz unerwartet das, was sie in den letzten Jahren wohl am meisten vermisst hatte: das einfache Glück zu genießen, das hier überall gedieh.

Kurz vor dem Abendessen erreichte sie die Tilisunahütte auf einem Hochplateau. Gegenüber war das Lechquellengebirge und das Verwall in leichten Dunst gehüllt. Die Hütte war eine Mischung aus Vergangenheit und Moderne. An der alten Holzverkleidung glänzten Sonnenkollektoren. Hinter dem Gebäude wurde in einer kleinen biologischen Kläranlage das Wasser wiederaufbereitet. Amrei wäre am liebsten in den Tilisunasee gesprungen, der umrandet von Wollgras unterhalb des Schwarzhorns lag, als ob es diesen hier ausgegossen hatte. Direkt bei der Hütte traf dessen dunkles Vulkangestein, das über zwei Milliarden Jahre alt war, mit dem jungen, weißen Kalkgestein der Sulzfluh zusammen. Es war vor zweihundert Millionen Jahren hinaufgedrückt worden. Eine riesige Zeitspanne Entstehungsgeschichte auf wenigen Metern Entfernung, die die unterschiedlichen Schichten des Montafon deutlich zeigte, wie ihr Armin erzählt hatte. Bei einer Tour auf den Gipfel hatte er an der Schwarzhornscharte sogar tiefschwarzes Gestein entdeckt. Ein ganz kleines Stück davon hatte sie in seiner kleinen Sammlung gesehen, die er ihr auf der Saarbrücker Hütte gezeigt hatte.

Von der Terrasse kam ein Husky wedelnd auf sie zu und stupste sie mit der Nase an. Amrei streichelte dem Hüttenhund über sein dickes, weißschwarzes Fell und er hielt ihr die Ohren hin, um noch mehr Zuwendung abzubekommen. Trotz der Höhe war es noch fast sommerlich warm vor der Hütte. Sie war froh, unter der Woche hier zu sein, wo nicht so viel los war wie am Wochenende. Amrei hoffte, noch ein bisschen für sich zu sein, bevor sie wieder Schritt für Schritt in die Zivilisation zurückkam. Sie meldete sich in der Hütte, stieg die Treppe nach oben, um ihr kleines Lager unter dem Dach zu beziehen und packte ihre Sachen aus. Abermals hielt sie Ehnis Brief in den Händen. Sie strich mit ihren Fingern sanft über seine Schrift auf dem Umschlag und ihr Herz klopfte so sehr wie damals, als sie die Schatulle unter dem Kruzifix in der Stube geöffnet hatte: „Den erst öffnen, wenn Du nicht mehr weiterweißt.“ Seine Worte waren klar und eindeutig. Aber wann war dieser Zeitpunkt?

Amrei fragte sich, ob dazu nur eine Notsituation wie in der Silvretta gemeint war oder ob auch die Sehnsucht nach einem Kompass im Leben dazu zählte, den sie mit ihm verloren hatte? Sie drehte den Umschlag auf die andere Seite, schob den Daumen unter die Briefflasche und hob sie an. Sie las die wenigen Wortfetzen, die in dem Ausschnitt zu sehen waren. Da stand etwas von „Abertausende Mo und grünen Au, Regentropfen und Zellen“. Amrei kämpfte mit sich, ihre Hände zitterten. Doch

sie machte den Umschlag wieder zu und stellte den Brief neben ihr Bett. In ihrem Bauch grummelte es wie ein Gewitter. Sie war sich selbst nicht sicher, ob vor Hunger oder vor Ärger auf sich selbst, den vielleicht entscheidenden Moment verpasst zu haben, seine Worte zu lesen.

48. Zaghafte Begegnung

Amrei ging zum Essen hinunter. Die anderen Gäste saßen in der Stube. Ihr war heute nicht nach Gesprächen, deshalb nickte sie nur kurz mit dem Kopf und ging dann auf die Terrasse. Ohne zu überlegen, hatte sie das Handy mitgenommen und machte es an. Sie hatte Empfang und es piepste mehrmals. Thomas hatte wieder versucht sie zu erreichen, außerdem waren zwei Nachrichten von Magdalena drauf und eine von Armin. Amrei wurde warm und sie zögerte, ob sie jetzt gleich alle anschauen sollte. Es klingelte. Sie schluckte, wischte mit dem Zeigefinger über den grünen Hörer und meldete sich.

„Hei“, hörte sie sich sagen.

„Hei“, kam es zurück.

Dann war es für einen Moment verlegen still.

„Wie geht es Dir?“, fragte Thomas.

„Ganz gut. Ich bin vorhin grad auf der Tilisunahütte angekommen“, antwortete Amrei. Thomas' Stimme kam wie aus weiter Ferne auf sie zu. Als ob Monate dazwischen liegen würden, als sie sich das letzte Mal gehört hatten. „Was machen die Kleinen?“, wollte Amrei wissen und ihr Herz klopfte.

„Sind grad drüben bei Deinen Eltern. Sie fragen jeden Tag nach Dir.“

Das Gespräch bestand aus einzelnen Sätzen, die mehr oder weniger Bezug zu dem vorherig Gesagten hatten. Amrei empfand es wie ein vorsichtiges Abtasten. Seitdem sie mit Thomas zusammen war, waren sie nie mehr als ein Wochenende voneinander getrennt gewesen. Jetzt waren es dreizehn Tage, in denen so viel passiert war, dass sie es selbst noch nicht begreifen konnte. Amrei stand zwischen zwei Welten und an einer Grenze, die sie selbst noch nicht genau beschreiben konnte. Sie war ein bisschen überfordert, wie sie jetzt auf Thomas' Anruf reagieren sollte, auch wenn sie sich insgeheim freute, dass Thomas nicht mehr so stur klang und einen Schritt auf sie zugemacht hatte.

„Wie ist es?“, wollte Thomas wissen.

„Ja, ganz gut. Bin froh, dass ich schon so weit gekommen bin. Was hast Du die Tage außer Arbeiten und Kinder sonst noch gemacht?“, fragte Amrei verlegen. „Nicht so viel. Aber einmal war ich abends mit Martin noch eine

Runde Jassen.“

„Das hab ich auf der Saarbrücker Hütte auch gemacht. Da konnte ich ja wegen dem Graupel nicht weiter“, sagte Amrei und hatte sofort die Bilder im Kopf, wie sie mit Armin und den anderen Hüttenbewohnern Karten gespielt hatte.

„Bis wann bist Du dann zurück?“, fragte Thomas.

„Ich brauch noch drei Tage.“ Amrei schoss das Blut in die Wangen.

„Echt? Drei Tage? Aber so weit ist es doch gar nicht mehr von der Tilisuna?“, fragte Thomas überrascht.

„Ich wollte noch zu Ehnis Maisäß.“

Amrei hatte oben am Zollhäuschen am Grubenpass plötzlich eine Eingebung gehabt. Das feuchte Gras unter ihren Füßen und den blauen Himmel über ihrem Kopf war wie aus dem Nichts plötzlich Ehnis kleines Maisäß in ihren Gedanken aufgetaucht. Es lag abgeschieden im Gauertal an einem Steilhang und war sein kleiner Rückzugsort, wenn er einfach mit sich sein wollte. „Ich mach mal für kurz eine Pause von der Welt“, hatte er dann immer gesagt. Amrei hatte weder bei ihrer Planung noch auf der Tour daran gedacht. Sie wunderte sich selbst darüber. Aber ihr war sofort klar, dass sie dort ein bisschen sein wollte, vielleicht auch, um Ehni an diesem Platz noch einmal ganz nahe zu sein.

„Du kannst doch von der Tilisuna abkürzen und von der Lindauer Hütte aus ins Tal kommen“, schlug Thomas vor. Es klang nicht vorwurfsvoll, eher schwang etwas Hoffnungsvolles in seiner Stimme mit.

„Nein, ich möchte da unbedingt noch hin“, antwortete Amrei.

„Aber Du hast doch ...“, Thomas stoppte mitten im Satz und er klang enttäuscht. „Ja, wenn Du meinst. Gib Bescheid, wenn Du Richtung Tal unterwegs bist.“ Er verabschiedete sich schnell.

Amrei versuchte das Gespräch nicht zu bewerten. Sie wollte sich nicht mehr erklären. Thomas hatte das instinktiv gespürt und ihr keine Vorwürfe mehr gemacht. Sie spürte, wie die Anspannung in ihrem Körper verflog. Sie schloss die Augen und versuchte, einen Moment an nichts zu denken. Dann nahm sie das Handy und machte es wieder aus. Sie würde weder mit ihrer Schwester noch mit Armin oder jemand anderem telefonieren.

„Brauchst noch was?“, fragte sie der Wirt. Amrei hatte ihn nicht kommen hören. Sie schaute ihn verdutzt an. „Ähm ... nein ... nichts“, stotterte sie und es war wahrer als jemals zu vor. Sie wollte einfach nur mit sich sein.

49. Überflüssiges Gedankenkarussell

„Kannst den Weg über den Bilkengrat schon gehen“, meinte der Wirt am nächsten Morgen. „Gestern sind welche von der Lindauer Hütte hergekommen und meinten, es wär nicht rutschig gewesen.“ Amrei hatte Bedenken, weil der Weg zur Tilisunahütte stellenweise sehr matschig gewesen war. Sie wollte nicht noch einmal leichtfertig das Schicksal herausfordern. Doch nun freute sie sich auf die Strecke. Als sie vor die Hütte trat, lag noch der Tau auf den Wiesen. Sie glitzerten silbern, als ob die Sonne jeden einzelnen Grashalm aufweckte. Die Luft war mit einem feuchten, würzigen Duft angefüllt. Sie war erstaunt, wie viel leichter sie heute loslief. Ihre Beine setzten fast von selbst einen Schritt vor den anderen. Wie hatte sie sich anfangs abgekämpft. Doch jetzt schien es so, als hätte sich ihr Körper an die Bewegung gewöhnt. Auch schnaufte sie nicht mehr wie ein altes Postross, wenn die Höhenmeter sie wieder herausforderten. Zum ersten Mal spürte sie, wie mit jedem Schritt die Gedanken in ihrem Kopf kleiner und unwichtiger wurden. Selbst die an Armin. Sie erinnerte sich an einen Artikel, der mit einem Zitat des Schriftstellers und begeisterten Wanderers Josef Hofmiller überschrieben war: „Wandern ist eine Tätigkeit der Beine – und ein Zustand der Seele.“ Darin ging es um einen Flow-Zustand, der sich beim Wandern einstellen konnte. Amrei war sich sicher, diesen bisher noch nicht erlebt zu haben. Doch jetzt bemerkte sie, wie die Bewegung und die Umgebung etwas in ihr veränderten, so als ob sie im Rätikon mit jedem Schritt eine durchsichtige, aber schwere Hülle voller Gedanken abstreifte. Sie war zuvor zwischen allem gestanden. Sie hatte die Natur wahrgenommen, aber nicht richtig gefühlt. Das Gedankenkarussell in ihrem Kopf hatte das unmittelbare Erleben ausgebremst. Amrei war es selbst aufgefallen, doch sie hatte nichts dagegen unternehmen können. Immer wieder zog es sie hinein. Jetzt war es, als stünde sie einen Schritt neben dem Karussell und nur ab und an flatterte ein Gedanke hinein, an dem sie aber nicht mehr festhielt und ihn wie eine Wolke weiterziehen ließ.

Am Schwarzhornsattel klopfte ihr Herz noch einmal kräftig. Der Weg war sehr schmal. Links ging es steil bergab. Doch sie versuchte, sich gut zuzureden und stand bald auf dem ausgesetzten Grat. Drei Türme, Sulzfluh, Drusenfluh – die Wächter dieses Raumes waren messerscharf zu sehen. Wie mit einem Fernglas konnte sie jeden noch so kleinen Felsvorsprung erkennen. Dadurch erschienen sie Amrei viel näher zu sein, als sie es eigentlich waren. Talwärts lag das Gauertal. Sie sah die Alpen

und Maisäße, hörte das Kuhglockengeläut und freute sich über die vielen Farben. Noch war sie oberhalb der Baumgrenze, doch bald würde sie ganz in die Fülle eintauchen. Alpen und Tiere waren für sie das Zeichen, vom Hochgebirge bald wieder in der Zivilisation zu sein. Sie fühlte sich auf eine besondere Weise mit den Hirten verbunden, die wie sie abgeschieden vom Tal waren, das sie Ende Mai verließen, um das Vieh in den Bergen weiden zu lassen. Ihre Arbeit konzentrierte sich ganz auf das Wesentliche. Sonnenaufgang und -untergang bestimmte ihren Rhythmus. So wie für sie das Wohl ihrer kleinen Familie über allem stand, war es für die Hirten die ihnen anvertrauten Herden. Jedoch konnte sie die Zeit zwischen Tag und Nacht füllen, wie sie wollte. Zumindest noch für eine Weile. Bald war sie ein bisschen wehmütig, das Hochgebirge mit den Kalkfelsen hinter sich zu lassen. Hier am Ende des Bilkengrats hatte sie etwas geschafft, was sie sich noch vor Kurzem nicht zugetraut hatte und was auch so gar nicht in ihrem Plan war: Das Montafon auf der obersten Etage zu umrunden. Dabei hatte sie der harte, nackte Fels für viele Tage begleitet und ihr gezeigt, wo sie verwundbar war. Jetzt lief sie freudig auf die Alpweiden zu. Sie waren mit blauen und gelben Enzianen, Glockenblumen, Arnika und Türkenbund geschmückt, die sie kurz darauf auch im Botanischen Alpengarten an der Lindauer Hütte bewunderte. Dort war auf engstem Raum die ganze Artenvielfalt der Montafoner Pflanzen vereint. Auf einem Schild war die Rede von über 400 Arten. Und so zart manche von ihnen wirkten: Sie waren alle Überlebenskünstler, die sich an die Bedingungen in den Bergen angepasst hatten. Amrei erinnerte sich, im Garten und rund um die Hütte einen völlig unbeschweren und lustigen Tag mit ihrer Schwester und Ehni verbracht zu haben. Ihr Herz wurde ganz warm, als sie daran dachte. Die vor Kurzem renovierte Alpenvereinshütte wirkte fast wie ein Hotel. Von hier wäre sie in zwei Stunden in Latschau, doch sie wollte die Runde vollenden. Als sie und Magdalena noch Kinder waren, stiegen sie mit ihren Eltern im Winter mit dem Rodel oder im Sommer zum Mittagessen hinauf. Es war die Ausflugshütte der Talbewohner. Die Terrasse war auch heute gut besucht. Sie ging zum Tresen vor und fragte nach Proviant. Sie hatte nichts mehr im Rucksack und sie wusste nicht, was Ehni noch in seinem kleinen Maisäß an Vorräten hatte. Es war das erste Mal, dass sie wieder mehr Menschen an einem Fleck traf, und das Gewusel an den Tischen betrachtete sie wie ein Zuschauer aus der Ferne. Sie sah sie an den Tischen essen, trinken und lachen. Die Kinder flitzten durch die Bankreihen, um sich gegenseitig zu fangen. Und so sehr sie das Umtriebige auf den Hütten liebte, nach der Abgeschiedenheit und dem Alleinsein war ihr das heute

zu viel Zivilisation auf einmal. Obwohl ihr Magen knurrte, packte sie ihren Proviant in den Rucksack und nahm den Abstieg durch das Gauertal Richtung Latschau. Bis zu Ehnis Maisäß war es nur noch eine Stunde.

50. Ehnis Brief

Schon von Weitem konnte sie das Maisäßhäuschen am Steilhang erkennen, neben dem einige hohe Fichten standen. Ihre Stimmung drehte sich schlagartig von Vorfreude in Wehmut. Amrei hielt einen Moment inne und blickte auf das Haus, das aus Rundholz gebaut und zum Teil mit Schindeln verkleidet war. Dahinter öffnete sich der Blick auf die andere Talseite. Erinnerungen stiegen in ihr auf und Tränen. Genau in diesem Moment wurde ihr bewusst, dass Ehni nicht mehr wiederkehren würde. Die Erkenntnis war vom Kopf ins Herz gerutscht. Sie hatte es zwar längst erfasst, aber sie hatte so sehr an der Vorstellung festgehalten, dass er eben doch nur für eine Zeit lang weggegangen war. Auch in dieser, seiner kleinen Hütte würde sie ihn nicht finden. Wie gerne hätte sie ihn noch einmal dort draußen arbeiten sehen, wie er das Gras am steilen Hang mit der Sense schnitt, den Schragazu (*montafonerisch für Holzzaun*) reparierte oder abends mit einem Bier vor der Hütte saß. Sie wusste genau, wie es dort roch, wo die Teller eingeräumt und in der Schublade des Küchenschrankes in einer kleinen Holzschatulle Süßigkeiten für sie und Magdalena versteckt waren. Amrei beschleunigte ihre Schritte. Sie hatte plötzlich das Gefühl, Zeit zu verlieren, etwas zu verpassen, irgendetwas übersehen zu haben. Sie stolperte über die Furchen, die die Kühe in den feuchten Wiesen hineingetreten hatten. Die Erde schmatzte laut, als sie ihren Schuh herauszog. Noch bevor sie das Maisäß erreichte, platzte es laut aus ihr heraus. „Ach Herrgôtt, Ehni, da hast Du mir echt was eingebrockt. Schläfst einfach auf der Bank ein und hinterlässt mir den Brief. Wegen Dir bin ich jetzt so viele Kilometer gegangen, hab meine Kinder zu Hause gelassen, treff meine Jugendliebe wieder und bin fast im Unwetter untergegangen. Und schlauer als vorher bin ich auch nicht. Wie konntest Du einfach so weggehen, ohne Dich zu verabschieden!“ Sie hatte einen dicken Knödel Wut im Bauch. Dicke Tränen liefen ihr über die Wangen. Sie stapfte zielstrebig zur Hütte und suchte nach dem Schlüssel, den Ehni immer unter dem großen Stein versteckt hatte. Er lag nicht da. Amrei fluchte und klopfte gegen die verschlossene Holztür. Dann entdeckte sie ihn. Er war direkt daneben in eine Spalte gerutscht. Sie fischte ihn mit einem kleinen Zweig heraus und steckte ihn mit zittrigen Fingern in das Schlüsselloch. Sie zog den Türgriff zu

sich, drehte den Schlüssel im Schloss und die Tür sprang auf. Kalte Luft strömte ihr entgegen. Amrei blieb im Türrahmen stehen. Ihr Blick wanderte von links nach rechts und wieder zurück. Alles war so, wie sie den Raum zuletzt gesehen hatte. Mit ein paar schnellen Schritten ging sie auf den Küchenschrank zu, zog den karierten Vorhang weg und suchte nach der Schatulle. Doch sie war nicht da, auch keine Süßigkeiten. Sie erinnerte sich an den Wintermoment in der Stube. Ehni hatte den Brief in genau diese Schatulle gelegt. Irgendwie schien er gehaut zu haben, dass er den Winter nicht mehr da sein würde. Amrei ließ ihren Rucksack sinken und setzte sich auf den schmalen, alten Holzstuhl neben dem Tisch. Sie wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. Ihr war kalt. Ohne weitere Gedanken öffnete sie den Rucksack und nahm den Umschlag aus der hinteren Tasche, zog den Brief heraus und las seine Worte.

Meine liebe Amrei,

in Deinem Leben wirst Du abertausende Momente erleben. Egal, ob Du sie bewusst wahrnimmst oder an ihnen vorbeiwanderst, sie geschehen einfach: Diese Momente werden grünen Auen gleichen, Nebelfeldern, die sich wie ein großes Meer im Wind bewegen. Sie werden Dich an stille Seen erinnern, an steile Gipfel und bunte Himmel. Regentropfen werden Dir über das Gesicht rinnen – und Du wirst die Freiheit in jeder Zelle spüren. Momente, die Dir alles abverlangen und Dich manchmal auch atemlos zurücklassen. Doch dann zeichnet die Sonne wieder die Konturen der grauen Felsen scharf und malt die Weiden im Tal zu einem Garten Eden. Diese Zeiten fordern Dich auf, die Fülle und das Abenteuer zu leben. Manche Menschen brauchen dafür ein ganzes Leben, hier im Montafon ist es eine Reise.

Ich will Dir auf Deinen eigenen Weg diese Worte mitgeben. Mir selbst ist die Natur, das Montafon, immer ein großer Lehrmeister. Kein Tag vergeht, an dem ich nichts dazu lerne. Besonders das Bergaufgehen mag ich, wie Du weißt, auch wenn es in letzter Zeit nicht mehr so gut geht. Von oben ist es leicht, eine neue Perspektive zu bekommen. Über die Gipfel zu schauen, hat mir schon oft dabei geholfen, Dinge in einem anderen Licht zu sehen. Je nach Höhenlage und Gebirge ändert sich das Gestein, die Pflanzen- und Tierwelt. Jedes hat seinen ganz eigenen Charakter, alle von Gletschern geformt, mal lieblich, mal bizarr. So wie das Leben selbst. Nicht alles wirst Du ergründen können. Auch für mich gab es vieles, was mich herausgefordert hat. So wie der Tod

meines kleinen Bruders, als wir noch Kinder waren, für den ich mich verantwortlich gefühlt habe. Immer wieder haben mich Schuldgefühle übermannt und ich war weder für Dich noch für andere erreichbar. So war ich nicht immer so sanftmütig und geduldig, wie Du mich erlebt hast. Aber irgendwann habe ich verstanden, dass das Leben nur nach vorne gelebt werden kann und es auf jeden einzelnen Moment ankommt, auf die echten, puren Augenblicke. Wenn wir mit unseren Gedanken in der Vergangenheit oder in der Zukunft festhängen, verpassen wir die Gegenwart. Trotzdem war es mir wichtig, etwas von diesen vergangenen Augenblicken aufzubewahren, damit ich jederzeit wieder darin eintauchen konnte. Für mich waren es die vielen Steine, die ich über Jahrzehnte gesammelt habe. Jeder davon erzählt eine kleine Geschichte, ein Erlebnis, einfach etwas, das es mir wert war, einen Stein mitzunehmen, weil ich den Moment in Erinnerung behalten wollte.

Vielleicht erinnerst Du Dich noch an den Ausflug in den Botanischen Garten an der Lindauer Hütte. Wir sind vom Maisäß dorthin gelaufen. Was für ein schöner, leichter Tag war das! Du hast wirklich jede Blume und jeden Bfölderer (montafonerisch für Schmetterlinge) in seiner Pracht bewundert. Und Du warst so glücklich, als Magdalena und Du noch ein Eis an der Hütte bekommen habt, Ihr die Steinschafe auf der Weide mit Gras füttern durftet und ich Euch abends noch eine der alten Geschichten erzählt habe. Der Tag war so rund und voll wie nach einem guten Essen. Als Erinnerung habe ich damals den kleinen, unscheinbaren Stein mitgenommen, den ich Dir in die Schatulle gelegt habe. Er hat mich an die Leichtigkeit erinnert und dass es die einfachen Dinge sind, die uns zufrieden machen. Ich wünsche Dir, dass Du das niemals vergisst.

Ich glaube, es ist eines der wenigen Dinge, die wir im Leben selbst in der Hand haben: für echte Momente zu sorgen und sie zu genießen. Es ist unser Auftrag. Der Rest ist Vertrauen und Mut.

In Liebe Din Ehni

51. Ungewohnte Stille

Amrei schluckte. Sie legte den Brief auf die Tischplatte und blickte durch die geöffnete Tür hindurch nach draußen. Es schien ihr, als hätte Ehni Brief eine Leertaste in ihr gedrückt. Sie nahm diesen Augenblick so unmittelbar und intensiv wahr, dass es fast wehtat. Sie spürte die Maserungen des Holzes unter ihren Fingern, ihren Brustkorb, wie er sich hob und senkte, das Pochen ihres Herzens. Der Gesang eines Vogels drang an ihr Ohr, sie roch die Feuchtigkeit im Haus und den frischen Duft der Wiesen, der nach innen strömte. Sie spürte keine Traurigkeit, hatte keine Wut mehr im Bauch und keine Gedanken an morgen. Eine glasklare Stille umgab und durchdrang sie, fast so als ob dieses Nichts greifbar im Raum schwebte. Ein Vakuum, das unantastbar war. Amrei hätte nicht beschreiben können, wie es ihr jetzt ging, wenn sie jemand gefragt hätte. Es war seltsam für sie, die letzte Botschaft von Ehni gelesen zu haben. Vielleicht eine Mischung aus Berührt- und Befreitsein.

Sie stand auf und ging nach draußen. Auf der Wiese suchte sie nach etwas Genießbarem. Amrei fand wilden Thymian, der an einem Stein entlangwuchs, und sie pflückte ein paar kleine rosafarbene Blüten und Stengel. Sie ließ das Wasser hinter dem Haus ein bisschen laufen, füllte den kleinen Emailletopf und legte den Thymian hinein, um ihn auf dem Herd aufzukochen. Sie schürte ein Feuer im Ofen und erhitzte den Sud. Wie in Zeitlupe bereitete sie sich einen Tee zu. Heute wollte sie von niemandem mehr etwas wissen, nicht einmal von ihren Kleinen, außer sie würden sie brauchen. Sie nahm eine Decke und setzte sich auf die kleine Bank vor der Hütte.

Am nächsten Tag konnte sie sich nicht mehr erinnern, wie lange sie dort gesessen hatte. Es mussten Stunden gewesen sein. Sie hatte nichts mehr gebraucht, auch nicht ihre Vorräte, die sie von der Lindauer Hütte mitgebracht hatte. Sie war mit geschlossenen Augen dagesessen und hatte gelauscht, sie wieder geöffnet und den vorbeiziehenden Wolken zugeschaut. Dann wieder hatte sie Ehni Stein betrachtet und in ihrer Handfläche hin und her gerollt. Die anderen hatte sie aus ihrem Rucksack geholt und auf dem Tisch ausgelegt. Jeder hatte ihr einen kleinen Ausschnitt von ihrer Tour erzählt: Die Freiheit, die sie am Itonskopf geatmet hatte, das Erbe des Bergbaus, bei der sie an den Pioniergeist ihrer eigenen Ahnen gedacht hatte, die Begeisterung für Pflanzen, die sie mit Jori am Langsee geteilt hatte. Der kleine Stein vom Silvrettassee erinnerte sie an Claire und Bertrand und daran, wie sehr die beiden das Leben trotz aller Widrigkeiten genossen. Auch in der kargen Silvretta hatte sie

einen mitgenommen, vielleicht weil sie dort gelernt hatte, nicht sofort aufzugeben, wenn man heftigen Gegenwind hatte.

Am nächsten Morgen holte sie sich einen großen Eimer Wasser am Brunnen und versuchte mit einer Seife Shirt, Hose und Socken auszuwaschen. Die Sachen konnten vor Staub und Dreck mittlerweile fast von alleine stehen. Dann spannte sie eine Schnur vom Baum zur Hütte und hängte die Kleidungsstücke zum Trocknen an die Sonne. Sie wühlte in Ehnis Küchenschublade nach einem Stift, um die Steine so zu beschriften wie Armin. Sie fragte sich, wie er sich das eigentlich hatte merken können, wo er welchen Stein gefunden und mitgenommen hatte. Ihre Gedanken flatterten wie Schmetterlinge vorüber. Doch sie beschäftigte sich nicht mehr lange mit ihnen und ließ sich nicht mehr von ihnen aufhalten. In ihr floss ein gleichmäßiger Strom ähnlich einem ruhigen Fluss, der nur ab und an einen überhängenden Ast für eine Zeit lang mitnahm und dann wieder ans Ufer schwemmte. In dieser Klarheit wurde ihr vieles bewusst, ohne dass sie darüber angestrengt brüten musste. So erschien in dieser Stille auch die Begegnung mit Armin in einem anderen Licht. Sie war nicht verliebt in ihn, das aufregte Kribbeln im Bauch war weg. Armin hatte ihr das geschenkt, was sie lange Zeit vermisst hatte: Aufmerksamkeit. Und ihr war im gleichen Augenblick klar, dass nicht Thomas, sondern sie sich selbst diese nicht gegeben hatte.

52. Verschwundene Sammlung

Amrei wunderte sich, dass sie nirgends mehr Steine in Ehnis Hütte entdecken konnte. Wo hatte er sie alle hingetan? Sonst lagen sie schön aufgereiht auf dem Fenstersims und oben auf dem Schrank. Sie zierten sogar den Türsturz und den Rand des kleinen Waschbeckens im Vorraum. Sie schaute hinter Ecken und in Schränken, aber sie fand nur einen einzigen. Er lag auf dem kleinen Brett, das Ehni neben sein Bett an die Wand gebohrt hatte, um eine Ablage für seine Brille zu haben. Dort entdeckte sie auch ein ledergebundenes, winziges Notizbüchlein. Es schien schon sehr alt zu sein. Sie setzte sich an die Bettkante und streichelte den Umschlag. Vorsichtig schlug sie das Büchlein auf und blätterte darin. Seite um Seite setzte sich eine Tabelle fort. Amrei verstand nicht, was das sein sollte. Dann begann sie zu lesen. Die Spalten waren mit Datum, Nummer, Fundorte und Ereignisse übertitelt. 525 Einträge waren in kleiner Schrift verzeichnet.

„128. Ill Tschagguns. Erinnerung an Josef., 276. Zimba. Aufstieg endlich geschafft. Freude., 366. Verwall. Adler gesehen. Demut.“ Der letzte

Eintrag war rot eingekreist, so wie einige andere. Sie schienen Ehni besonders wichtig gewesen zu sein. Amrei stockte. Sie überlegte und holte den kleinen grauen Stein, den Ehni ihr in die Schatulle gelegt hatte. 295 stand ganz klein darauf. Sie blätterte auf die Seite mit der Nummer: „18.08.1988. Botanischer Garten. Amrei und Magdalena-Tag. Dankbarkeit.“ Tatsächlich war es eine Art Steintagebuch. Sie war überrascht, dass Ehni so systematisch Steine, Erlebnisse und Empfindungen aufgelistet hatte. Amrei reiste durch fünfzig Jahre Lebensgeschichte ihres Großvaters. Der erste Eintrag war von 1968. Sie rechnete. Zu diesem Zeitpunkt war er so alt wie sie. Sie bekam Gänsehaut. Obwohl Ehni nicht viel aufgeschrieben hatte, kam es ihr vor, als würde sie tief in sein Wesen blicken. Sie konnte auch sehen, dass er über Jahrzehnte keine Empfindung neben das Erlebnis geschrieben hatte. Sie fand es sowieso ungewöhnlich. Auch wenn Montafoner ein offenes Herz hatten, fiel es ihnen doch nicht so leicht, ihre Gefühle zu benennen, schon gar nicht in der Generation ihres Großvaters. Man sprach nicht darüber, was im Innersten vorging. Sie selbst würde sich wahrscheinlich dabei schwertun. Gefühle so klar zu benennen. Es zeigte einmal mehr, wie empfindsam ihr Ehni gewesen sein musste.

53. Stille Vertraute

Der Tag verging so lautlos und intensiv wie der vorherige. Sie badete darin und genoss das Gefühl, verbunden zu sein. Mit diesem Platz, mit Ehni Geschichte, mit dem Leben selbst. Sie streifte durch die Wiese vor der Hütte, beobachtete, wie der Morgentau von den Gräsern rutschte. Sie liebte es, die Erde zwischen den Zehen zu spüren, die unendliche Stille vor dem Sonnenaufgang zu spüren, die feuchte Luft zu atmen. Sie vergoss Tränen, ohne zu wissen warum, nur beobachtet von den Bergen und den Bäumen ringsherum. Die Natur war über die Zeit ihre stille Vertraute geworden, die ihr sanft, aber klar den Spiegel vor die Nase hielt. Jetzt wusste sie, dass sie ein Teil von ihr war und das Draußensein ihre Medizin. Sie hatte sich mit ihrem Vorhaben selbst überrascht. Erst jetzt verstand sie, dass sie mit jedem Schritt etwas Altes hinter sich gelassen und den Weg für etwas Neues frei gemacht hatte. Dass sie sich nicht entfernt, sondern sich selbst nähergekommen war. Egal wie sie vorwärts kam, schwer schnaufend wie ein Traktor oder leichtfüßig wie eine Gams, sie hatte es fast geschafft. Sie würde mit verschwitzten Klamotten, verkrusteten Socken, aufgeschürften Stellen und roten Backen nach Hause zurückkehren. Sie würde frei sein, selbst für sich zu entscheiden und zu

ihrem eigenen Kompass werden. Es war ihr plötzlich egal, ob sie jemand verstand oder nicht. Sie hatte diese Tour einfach machen müssen.

Amrei suchte eine Stelle, von der aus sie eine SMS an Thomas schicken konnte. Telefonieren funktionierte nicht, sie hatte es am Mittag schon einmal probiert. Zu der Stille und dem Gleichmut gesellte sich Entdeckerfreude. Sie wollte wissen, wie sich das Leben daheim jetzt für sie anfühlen würde. Wie würde Thomas auf sie reagieren? Wie ihre Eltern? Sie war vor voller Freude, Minna und Laurin wieder in den Armen zu halten und fest an sich zu drücken.

Am Abend zog der Himmel zu. Der Wolkenbruch kam so schnell und heftig, dass die Landschaft in kurzer Zeit nicht mehr zu sehen war. Amrei lächelte. Sie ging nach draußen und ließ sich weichspülen. Der Regen prasselte auf ihren Kopf und die nackten Stellen ihrer Haut. In wenigen Sekunden war sie komplett durchnässt. Sie tanzte, sang und kicherte vor sich hin. Danach zog sie ihre nasstriefende Kleidung aus, schürte den Ofen in der kleinen Stube und hüllte sich in eine warme Decke. Sie genoss den Minimalismus dieses Ortes. Der Regen, der sie abgespült hatte, die einfache Auswahl an Essen und Kleidung im Schrank, die wenigen Quadratmeter Raum. Dennoch war alles da, was sie brauchte. Es war in ihr, was sie erfüllte, nicht außerhalb.

In der letzten Nacht vor ihrem Aufbruch erwachte sie. Sie lag mit offenen Augen da, in der Stube war es stockdunkel. Kein Lichtschein von draußen störte ihre Ruhe. Es war Neumond. In der Stube duftete es noch nach dem warmen Holz des Ofens. Sie zündete die Kerze auf der kleinen Ablage an und blätterte nochmals in Ehnis Steintagebuch. Dann knipste sie ihre Stirnlampe neben dem Bett an, holte ihr Notizbuch hervor und schrieb hinein:

„Der Weg ist wie das Leben. Mal steinig, mal eben, mal lohnenswert, mal grenzwertig. Für mich war diese Tour eine Gratwanderung. Musste sogar umkehren, weil ich was Wichtiges vergessen hatte. Wie heftig hat's mich dann oben in der Silvretta erwischt. Ich hab Steine gesammelt und damit Momente. Das Leben besteht wohl aus nichts anderem. Ehni scheint recht zu haben. Jetzt entscheide ich, welche Momente ich in meine Sammlung aufnehme und welche nicht. Ich will mein Lebensgemälde selbst zeichnen.“

Amrei streckte ihren Körper und stand auf. Sie würde sowieso nicht wieder einschlafen können. Trotzdem fühlte sie sich ausgeruht. Die zwei Tage auf dem Maisäß kamen ihr vor wie eine lange Reise nach Hause. Das Gefühl erinnerte sie an Ehnis Nähe. Sie raffte ihre Sachen zusammen, löschte die Kerze, legte Ehnis Steintagebuch zurück auf die Ablage,

kehrte den Boden, schlüpfte in die frisch gewaschene Kleidung und bändigte ihr festes Haar zu einem Pferdeschwanz. Dann machte sie sich einen Tee und setzte sich noch für einen Moment vor die Hütte. Sie sprach ein kleines Gebet. Sie wollte noch vor Morgenbruch aufbrechen. Der Rucksack stand gepackt neben ihr. Auch sie war bereit für den letzten Tag ihrer Tour. Sie konnte es kaum erwarten, wieder in ihr Zuhause zurückzukehren. Nicht, weil sie aus irgendeinem Grund musste, sondern weil sie es wollte. Sie legte den Schlüssel unter den Stein und überlegte, ob sie vor dem Winter noch einmal wiederkehren würde.

54. Geheimnisvolle Alpenbewohner

Es dämmerte. Amrei stieg durch das Gauertal wieder zur Lindauer Hütte auf. Sie lief so leichtfüßig und befreit nach oben, dass es sie selbst erstaunte. Das Hochtal erzählte die Geschichte der Alp- und Maisäckkultur besonders schön. Sie hörte die kleinen Bäche gluckern, die von den Talseiten durch den Tobel in den Rasafeibach flossen. Das viele Wasser war ideal für das Vieh. Von oben war die Dreistufenlandwirtschaft mit dem Talboden, dem Maisäck und der Hochalpe gut zu erkennen. Die Alpkühe und Schafe ruhten noch im Gras und nahmen keine Notiz von ihr. Bald würden sie von ihrem Sommerurlaub zurück ins Tal ziehen. Sie ging zur Unteren Alpe Spora hinüber, wo ein Hirte schon auf den Beinen war und sie grüßte. Die Alpe war bekannt für ihren Sura Kees, der hier gesenkt wurde. Solche Alpen erinnerten sie immer an die Sagen über die Bötze, gemeine Fabelwesen, die nach dem Alpbtrieb des Viehs die Hütten bewohnten und so die Menschen fernhielten. Amrei hatte das früher geglaubt und in Ehni Hütte auch im Sommer jederzeit damit gerechnet, dass ihr des Nachts so ein Fabelwesen an den Haaren ziehen könnte.

Amrei ging wieder zur Lindauer Hütte hoch. Eine ganz andere Welt. Anders als die Alpen, die über Jahrhunderte hinweg nur von Hirten bewohnt wurden, erzählte sie wie die Wiesbadener Hütte von der aufkeimenden Bergleidenschaft Ende des 19. Jahrhunderts. Allein die Lage direkt unter der Sulzfluh, den Drei Türmen und der Drusenfluh beflügelte wahrscheinlich die Fantasie vieler Bergsteiger. Amrei mochte es, dass im Rätikon alle Themen des Montafon zusammenflossen wie in einem Theaterstück und alle Protagonisten am Ende noch mal zusammen auftraten. Am Botanischen Garten hielt Amrei für einen Moment inne und holte den kleinen grauen Stein mit der Nummer 295 aus der Hosentasche. Zu gerne hätte sie gewusst, wo Ehni ihn aufgelesen hatte. Der Boden war voll davon, dennoch war genau dieser seit ein paar Monaten ein

ganz besonderer für sie. Amrei beschleunigte ihre Schritte. Sie wollte es noch vor Sonnenaufgang auf den Öfapass schaffen.

Langsam schob sich das Licht in den nachtblauen Himmel. Die Ruhe hier oben hatte noch eine tiefere Schicht bekommen. Amreis Schritte verhallten dumpf auf dem Erdboden und sie hörte sonst nur noch die Kuhglocken und ihren Atem. Zur einen Seite ragten die Kalkfelsen der Drusenfluh empor, die lange Zeit als unbezwingbar unter den ersten Bergpionieren galt. Sie kam gerade noch rechtzeitig für den Sonnenaufgang an. Gerade die Momente davor waren besonders schön. Geräusche, Farben – alles wirkte noch gedämpft. Doch dann goss jemand Farbe in den Tag. Der Maler wählte heute erst noch ein zurückhaltendes Rot, das sich zwischen dunklen Himmelsstreifen über die Gipfel zog, legte mit Orange nach und gab dann goldgelbes Licht hinzu, das die unmittelbare Ankunft der Sonne ankündigte. Ihre Strahlen fluteten die Landschaft. Amrei war ergriffen. Wenn es einen Gott gibt, dachte sie, dann muss er der Maler sein. Jeden Morgen verhilft er einem neuen Tag dabei, geboren zu werden. Doch meist bemerken wir es gar nicht. Nach dem starken Regen gestern war die Luft absolut reingewaschen, sodass ihre Augen Mühe hatten, die vielen Details im Sonnenlicht zu erfassen.

55. Unmittelbarer Augenblick

Sie hielt an einer wuchtigen Zollhütte am Schweizer Tor, die aus den 1940er Jahren stammte, als die Grenze zur Schweiz noch bewacht wurde. Der Wind ließ ihre Jacke flattern wie eine Fahne. Würde sie die Geschichte neu schreiben können, sie würde diese für die Freiheit hissen, dachte Amrei, denn für nichts anderes stand dieser Moment. Sie breitete die Arme aus und ließ den Wind an ihren Haaren und mit ihrer Kleidung spielen. Was für ein erhabener Moment. Sie spürte, dass sich kein Gedanke mehr zwischen Augenblick und Erleben drängte. Sie beugte sich und hob einen winzigen Stein auf, der so unscheinbar wie Ehnis aussah, streichelte mit ihrem Daumen darüber und steckte ihn in die Hosentasche. Dann setzte sie sich in den windstillen Hauseingang und genoss den weiten Blick zurück auf den Öfapass. Amrei packte ihre Jausen aus und zelebrierte ihr erstes Mahl am Tag. Das Käsebrot war ohne Butter trocken, dennoch genoss sie jeden Bissen. Sie war einfach dankbar, jetzt genau in diesem Moment an diesem Platz zu sein. Sie war ganz allein, aber nicht einsam. Sie fühlte sich begleitet von den Bergen, den Wolken und der Sonne. Unweit von ihr am Felsen zupften Gämssen Gras und Kräuter. Soweit sie es erkennen konnte, war es eine Herde mit vielen

kleinen Nachkommen. Unter Amreis Fuß löste sich ein Stein und rollte in die Tiefe. Die Tiere schauten überrascht über den frühen Besuch in ihre Richtung und liefen schnell über den steinigen Steilhang davon. Am Verajoch gesellten sich ein paar flauschige Murmeltiere hinzu, denen der Wind ihr Fell ebenso kräftig durchpustete. Nach den Kirchlispitzen gelangte sie entlang des Bergpfades hinunter in eine Senke. Amrei lief und lief. So viel Tempo hatte sie die gesamte Tour nicht aufgenommen. Als ob jemand zu Hause einen unsichtbaren Faden gespannt hätte, der sie weiterzog. Der Weg machte einen leichten Bogen. Sie war berührt, als sie an dessen Ende hinunterschaute. Von unten leuchtete der Lünensee hinauf. Das Morgenlicht brach die Gesteinspartikel des Gletschermehls so, dass er intensiv türkisblau strahlte. Von oben konnte Amrei erkennen, wie viele Wege von ihm abzweigten und in alle Richtungen führten. Er war wie der Wiegensee schon einmal zum „Schönsten Platz Österreichs“ gewählt worden. Sie holte ihr Handy hervor, machte ein Bild und schickte es an Thomas, Magdalena und Helene. Darunter schrieb sie: „Bald geschafft!“

Blühende, grüne Alpwiesen säumten den Weg hinab zum Lünensee, der einst einer der größten natürlichen Bergseen der Ostalpen war. Am Ufer angekommen, sah sie das Schild mit dem Abzweig zur Totalphütte. Sie zögerte einen Moment, doch noch den Weg dorthin einzuschlagen. Helene, die trotz ihres stressigen Hoteljobs leidenschaftlich gern fotografierte und damit ihren beliebten Instagramkanal fütterte, hatte ihr erzählt, dass an der Alphütte dort oben ein Fotomotiv das nächste jagte. Von dem Felssporn, auf dem das Haus thronte, konnte man wohl alles sehen, was den Rätikon ausmachte: weiße Kalkwände vor blühenden Wiesen. Sie hatte Amrei ans Herz gelegt, unbedingt noch diese hochgelegene Runde um den See bis ins Rellstal mitzunehmen. Das aber hätte eine weitere Übernachtung bedeutet und das wollte sie nicht. Zu groß war die Sehnsucht danach, ihre Kinder endlich wieder lachen zu sehen und sie zu umarmen. Sie hatte ein sehnsuchtsvolles Ziehen im Bauch, das sie noch heute bis nach Hause tragen würde. Amrei sah einen Angler, der geduldig auf einen Fang wartete und beschloss, dass sie sich die Hütte ein anderes Mal vornehmen würde. Sie schob ihre Ärmel zurück, tauchte ihre Arme in das kühle Wasser eines Brunnens und rieb das Gesicht fest damit ab. Es war noch ungewöhnlich ruhig am Lünensee, sodass ihr außer dem Angler nur ein Pärchen und ein Trailrunner begegnete, der schnell an ihr vorbeirannte. Auf der Strecke von Ehnis Maisäß bis hierher war sie nur den Gämsen und Murmeltieren, aber keinem einzigen

Menschen begegnet. Trotzdem hatte sie sich nicht allein gefühlt, nicht mehr. Die Bergriesen, Wiesen und das Kuhglockengeläut waren ihre stillen Begleiter geworden. Vertraute, die ihren Worten und Gedanken geduldig gelauscht hatten. Wäre Armin noch an ihrer Seite, wäre sie abgelenkt gewesen, dieses Geschenk zu erkennen, dessen war sie sich sicher. Seit gestern hatte er ihr keine Nachrichten mehr geschickt, nachdem sie ihm nur ein einziges Mal geantwortet hatte. Irgendwann würde sie mit ihm reden, aber nicht jetzt und auch nicht die kommenden Wochen. „Ich werde Dir antworten“, hatte sie ihm geschrieben, nachdem er meinte, das Gleiche noch mal zu erleben wie damals, als er nach Köln gezogen war.

56. Abenteuerlicher Ruf

Am Ostufer des Sees entlang wanderte Amrei hinauf durch die Lünerkrinne ins Rellstal. Auf dem Hochplateau öffnete sich die Landschaft wie ein Tor auf die andere Seite und sie sah über die Montafoner Berge hinweg bis ins Silbertal, wo ihre Reise begonnen hatte. Ihre Armhaare stellten sich auf. Auch wenn sie das Gefühl hatte, dass eine Ewigkeit seit ihrem Aufbruch vergangen war, erinnerte sie sich genau an die Ungewissheit und die vielen Zweifel, als sie im Frühnebel nach Bartholomäberg aufgebrochen war, um dort in der Kirche einen Segen für ihre Reise zu erbitten. Und doch, obwohl sie nicht wusste, was sie auf ihrer Abenteuerreise erwarten würde, war sie dem Ruf gefolgt, den wahrscheinlich schon viele Menschen vor ihr in sich gespürt hatten. Eine unbestimmte Sehnsucht, etwas in den Bergen zu finden, das ihrem Herzen eine Antwort auf die vielen Fragen gab. Sie hatte wahrscheinlich viel mehr Antworten bekommen, als ihr in diesem Moment bewusst war, dachte sie sich. Doch über was Amrei sich am meisten freute: Sie hatte so viel mehr an Vertrauen gewonnen. Zu Hause, mit Ehni an der Seite hatte sie ihre Unsicherheit gut händeln können, die schon lange in ihrem Innersten wie ein störendes Geräusch gesurrt hatte. Mit seinem Tod war sie unerwartet an die Oberfläche geschwappt. Sie war jetzt noch da, aber deutlich leiser. Das Vertrauen ins Leben hatte die Oberhand gewonnen. Ihr war nicht bewusst, dass es genau das war, wonach sie gesucht hatte, aber jetzt von hier oben durchflutete sie die Erkenntnis wie ein Segen.

Sie stieg zur Alpe Lün hinunter und gönnte sich eine letzte Rast. Auf den Weiden grasten Pferde, Alpschweine und viele Kühe und Kälber. Amrei hörte, wie ein Senner Käse machte. Sie schaute durch das Fens-

ter und sah, wie er die Käseharfe durch die gestockte Milch zog. Ein Sura Kees wäre jetzt der perfekte Abschluss, bevor sie wieder ins Tal zurückkehrte. Amrei setzte sich an einen kleinen, windstillen Tisch an der Hütte und bestellte sich ein großes Radler und die Montafoner Spezialität. Ein paar Einheimische und Gäste hockten vereinzelt an den anderen Tischen. Als sie die unterschiedlichen Dialekte hörte, dachte sie an ihren Job im Hotel. Sie fragte sich, wie es dort wohl gelaufen war in ihrer Abwesenheit. Sie freute sich auf die Gäste aus aller Welt. Jetzt würde sie ihnen ganz andere Empfehlungen geben können, das Montafon zu entdecken und nicht mehr immer nur die gleichen Antworten geben. Und wenn Wanderer begeistert von ihren Touren ins Hotel zurückkehren würden, könnte sie nun in ihre Welt eintauchen. Als Einheimische war das eher ungewöhnlich. So wenig sie im Winter ihr Skigebiet wechselten, kannten sie zwar die Strecken rund um ihren Wohnort, doch waren sie wenig in anderen Gebieten des Montafon unterwegs. Amrei blickte hinüber zur Zimba, die übermächtig nahe schien. Dieser markante Felszahn der Vandanser Steinwand bildete die einzige Ausnahme. Einmal dort oben zu stehen, gehörte für die Montafoner zu einem der Ziele, die man im Leben erreicht haben sollte. Dafür allerdings brauchte es schon eine gehörige Portion Schmalz, denn die Zimba war kein Wanderberg. Um zum Gipfel zu gelangen, musste an einigen Stellen geklettert werden. Anders als die glatten Kalkwände im Rätikon war die Königin aus brüchigem, zerklüftetem Gestein. Amrei überlegte, ob sie sich das Abenteuer zutrauen würde. Über dem Saulakopf kreiste ein Adler und ließ sich durch die Thermik nach oben treiben. Sie dachte an Jori, die den König der Lüfte als himmlisches Zeichen sah, sich nicht von Hindernissen aufhalten zu lassen und das Leben aus der Vogelperspektive zu betrachten.

Bevor sie aufbrach, kaufte sie noch Bergkäse und Alpbutter für zu Hause und packte beides in ihren Rucksack. Von der Alpe lief sie hinunter zum Rellsbach, wo ein paar Häuser mit Ställen, ein Bienenstock und eine kleine Kapelle standen. Sie hielt an dem kleinen Gotteshaus und trat in den Raum ein. Es duftete nach warmem Kerzenwachs. Die Lichter erzählten von den vielen Wünschen und Danksagungen, die Hoffnungsfrohe hier hinterlassen hatten. Mit ihren Eltern sprachen sie als Kinder immer ein kleines Gebet oder beteten für jemanden, der Hilfe brauchte. Danach durften sie und Magdalena an der Kordel ziehen. Dann läutete die Glocke ins Tal hinein und gab den Gebeten Flügel zum Himmel. Amrei zündete drei Kerzen an, so wie sie es in Bartholomäberg am Anfang ihrer Tour getan hatte. Sie blickte in die Lichter

und spürte deren warmen Schein im Gesicht. Amrei bedankte sich für all das, was sie erlebt hatte und dass ihr Schutzengel in der Silvretta seine schützenden Arme über sie ausgebreitet hatte. Sie kniete so versunken vor dem kleinen Altar, dass sie fast den Wanderbus verpasst hätte. Das laute Motorsurren riss sie aus der Stille. Der Bus wendete gerade am Alpengasthof. Es war für heute die letzte Gelegenheit, um nach unten zu kommen. Sie trat schnell vor die Kapelle, blickte noch einmal auf die Zimba, die über dem Rellstal thronte, und auf den blauen Himmel mit den weißen Wolkenfetzen. Sie schnaufte fest durch, berührte mit der Hand ihre Brust, wischte sich eine Träne aus den Augenlidern und stieg in den Bus.

Die nachfolgenden Minuten zogen wie ein Abspann in einem Kinofilm an ihr vorüber. Nach den letzten freien Blicken auf die Berge ging es schluchtartig in den Wald hinein, wo Baum für Baum an ihr vorbeirauschten. Die Straße führte steil nach unten. Von der Geländekante aus konnte Amrei ins Bett des Rellsbach hinabblicken. Immer wieder hatten Wasser und Geröll tiefe Kerben in den Hang gefräst. An manchen Stellen hatte man dem Wildbach Grenzen gesetzt und ihn wegen Murenabgängen eingezäunt, einer zerstörerischen Mischung aus Wasser, Erde und Gestein, die bei Hochwasser ins Tal rutschen konnte. Serpentine für Serpentine kam sie ihrem Alltag näher. Der Bus hielt an dem Wanderparkplatz, an dem alle Mitfahrenden ausstiegen. Amrei hatte keine Notiz von ihnen genommen. Ihre Unterhaltungen hatten sie in ihrem Film nicht erreicht. Bald passierte der Bus die ersten Häuser und sie sah den Vandanser Bahnhof. Als sie dort ausstieg, war ihr, als hätte sie der Bus einfach ausgespuckt. Nach über zwei Wochen Wanderschaft, Erfahrungen und Erkenntnissen meinte sie, in einer anderen Welt gelandet zu sein.

57. Kräftige Lebensader

Die Anzeigentafeln am Bahnhof wirkten fern für Amrei und verstärkten das Gefühl in ihr, als würde ihr eine nicht gewollte Ordnung übergestülpt. Sie pustete Luft durch die Backen wie ein Luftballon, den man losgelassen hatte. Die Fahrt zurück in die Zivilisation war ihr zu schnell gegangen. Die Kirchenuhr schlug fünf Mal. Sie blickte hinüber und realisierte, dass nicht mehr die Natur, der Sonnenauf- und -untergang und das Wetter ihren Tag bestimmen würden, sondern die menschlich geschaffenen Versuche, Zeit zu erfassen. Lange bevor es Uhren gab, lasen ihre Vorfahren anhand des Sonnenstandes an den

Berggipfeln Tagesverlauf und die Jahreszeiten ab. Amrei hatte Ehni nie mit einer Uhr am Handgelenk gesehen. Da das Montafon auf einer Nord-Süd-Achse ausgerichtet war und die Sonne im Verwall auf- und im Rätikon unterging, hatte er am Winkel und der Richtung des Lichtes fast auf die Minute genau einschätzen können, wie spät es gerade war.

Amrei wunderte sich selbst darüber, wie unwirklich sie gerade alles empfand. Für sie hatte sich Wesentlicheres Raum gebahnt. Eine halbe Stunde zu warten, bis der nächste Zug kam, erschien ihr definitiv zu lang und sinnlos. Sie strich ihre Haare aus dem Gesicht und obwohl sie müde war, entschied sie sich, von Vandans nach Hause nach Latschau zu gehen. Sie nahm den Weg direkt an der Ill. Sie rauschte flott vor sich hin, hatte aber deutlich weniger Wasser als im Frühjahr, wenn die Schneeschmelze in den Bergen ihren Pegel ansteigen ließ. Der Asphalt kam Amrei ungnädig und hart vor, nachdem sie im Rätikon die weichen Wiesenwege gelaufen war. Sie sah die vielen bunten Steine, die im Flussbett lagen. In ihr spiegelte sich die Gesteinsvielfalt des Montafon. Jeder der kleinen und großen Steine erzählte neben der Herkunftsgeschichte auch das Werden einer Kulturlandschaft, von der ungeheuren Kraft, mit der die Bäche in den Bergen zusammenflossen und ins Tal rauschten. Amrei fand, dass die Steine durch das klare Wasser noch mehr leuchteten und sich je nach Lichteinfall und Blickwinkel ganz unterschiedliche Bilder an der Oberfläche zeigten. Der Fluss teilte das Tal in seine so unterschiedlichen Räume und verband gleichzeitig die Orte und damit das Leben der Montafoner miteinander. Sie spazierten, joggten und fuhren hier Rad, um in ihrem Tempo von einem Dorf zum nächsten zu kommen. Über die vielen kleinen Brücken konnten sie die Länge ihrer Runden selbst bestimmen.

Langsam fand Amrei wieder ins Talleben zurück. Links und rechts zogen sich die Weiden und Wälder hinauf zu den Gipfeln, die das Tal beschützten. Die Vallüla krönte den Talschluss und markierte den Beginn der Silvretta. Sie war von vielen Plätzen des Montafon aus zu sehen. Und während dort oben meist der Wind wehte, genoss Amrei unten, dass sie sich hier nicht mehr ständig die Haare aus dem Gesicht streichen musste. Sie war wohlbehalten in die Arme des Tals zurückgekehrt. Sie hatte es tatsächlich geschafft, ihre Heimat einmal zu umrunden.

In Tschagguns kam sie gerade noch rechtzeitig vor Ladenschluss in den SPAR, um ihren Kindern etwas Süßes mitzubringen. Sie lief orientierungslos durch die Regale, die große Auswahl überforderte sie fast und zum ersten Mal fragte sie sich, warum man eigentlich von einem

einziges Produkt so viele Varianten haben musste. Sie schnappte sich zwei Tüten Gummibärchen und lief zur Kasse, wo sie ausgerechnet auf Martl traf, den sie zusammen mit seiner Frau und anderen Nachbarn von ihr am Gasthof Rellseck beim Frühstück getroffen hatte.

„Ja schau mal einer, wer da ist. Die Amrei“, sagte er überrascht und seine Augen blitzten neugierig auf.

„Grüß Di, Martl. Ja, da täuschen Dich Deine Augen nicht, ich bin's tatsächlich.“

„Hab schon gehört, dass Du auf großer Tour bist. Hast uns gar nichts davon erzählt, als wir uns oben am Rellseck gesehen haben. Kommst jetzt erst zurück?“ meinte er und klang dabei fast vorwurfsvoll.

„Ja, ja. Kann ich mich nicht daran erinnern“, nahm ihn Amrei ein bisschen hoch und lächelte dabei. Sie hatte keinerlei schlechtes Gewissen mehr.

„Wie haben es denn der Thomas und Deine Kinder so lange ohne Dich ausgehalten?“ Selbst mit diesem Satz konnte er Amrei nicht aus der Reserve locken.

„Umso mehr werden sie sich jetzt auf mich freuen. Du weißt ja, wie's ist: Mach Dich rar, sei ein Star“, konterte Amrei.

„So, so, ja dann“, sagte Martl und sein Lächeln sah gequält aus. „Soll ich Dich mit raufnehmen?“

„Ja gern, Martl ... aber musst mich nicht zum Haus hinführen, ich lauf dann die letzten Meter.“

Jede Minute der Fahrt war wie ein Countdown, den sie nur zu gerne hinunterzählte. Amrei kribbelte es im Bauch. Wie würden Minna und Laurin reagieren? Wie Thomas und ihre Eltern? Ihre Fantasie bot ihr alle möglichen Szenarien an, von denen sie aber keine annahm. Sie wollte den Augenblick der Begegnung unmittelbar wahrnehmen, wie immer er auch ausfallen mochte. Auch einfache Fragen kamen ihr in den Sinn. Ob die Tomaten nun endlich reif waren und noch Obst an den Sträuchern hing? Vielleicht hatten die Schnecken schon alles aufgefressen, dachte sich Amrei. Sie freute sich einfach auf ihre Sachen daheim.

58. Gefühlter Moment

Bald sah sie das Haus am Hang stehen und betrachtete es genau. Tausende Mal hatte sie es schon gesehen, aber noch nie war ihr aufgefallen, wie wunderschön es war. Auch über den Segenspruch, der die Hausfassade zierte, hatte sie nie wirklich nachgedacht, jetzt erkannte sie sofort den Sinn dahinter: „Der Weg liegt im Herzen.“ Sie bemerkte, dass

es zwei Arten von Nachhausekommen gab. Wenn sie nach der Arbeit zurückkehrte, ging es gleich mit anderen Pflichten weiter: Wäsche waschen, kochen, Hausaufgaben mit den Kindern machen. Jetzt kam sie von einer Reise zurück und war eine Heimkehrerin. Ein völlig anderes Gefühl. Ihr Herz hatte seinen Takt beschleunigt und klopfte aufregt in ihrer Brust. Sie bedankte sich bei Martl und lief die letzten Schritte zum Haus. Als Erstes hörte sie die Stimmen ihrer Kinder. Sie spielten wohl im Garten. Amrei hielt vor der Einfahrt inne und holte tief Luft. Dann ging sie langsam, aber ganz bewusst um das Haus herum nach hinten. Sie sah Minna und Laurin, wie sie gerade Fangen spielten und laut dabei lachten. Amrei blieb stehen und beobachtete sie einen Moment und es wurde ihr ganz warm um ihr Herz. Dann sahen die beiden sie dort in der Ecke stehen.

„Mama?“, tönnten die beiden ungläubig aus einem Mund, unmittelbar gefolgt von einem freudigen „Mama!“. Sie stürmten auf Amrei zu und schlangen ganz fest die Arme um sie. Ihr schossen Tränen in die Augen. Wie viel Freude konnte ein Mensch in seinem Herzen spüren? In diesem Moment fühlte sie sich als glücklichster Mensch auf Erden. Sie wiegte die beiden liebevoll und strich ihnen sanft über ihre Lockenköpfe. Die beiden lösten sich aus der Umarmung, hüpften und riefen: „Mama, Mama, Mama!“ Im ersten Stock ging ein Fenster auf. Amrei blickte nach oben. Ihre Mutter steckte den Kopf heraus und schaute sie überrascht an. „Da bist ja endlich“, stellte sie fest und klang erleichtert. „Ich komm runter.“

Amrei dachte kurz daran, dass auch sie sich vielleicht Sorgen um sie gemacht hatte. Ihre Mutter hatte einmal zu ihr gesagt: „Wirst schon sehen, auch wenn Deine beiden Kleinen groß sind, bleibst Du immer ihre Mutter und sie Deine Kinder.“ Sie bog um die Ecke und Amrei spürte, dass sie sich wirklich freute.

„Warst lange weg“, meinte sie und umarmte ihre Tochter. „Die Kinder haben Dich ganz schön vermisst.“

„Ich sie auch. Aber es war wichtig für mich“, flüsterte sie leise.

Ihre Mutter nickte leicht und schaute Amrei ins Gesicht. „Wild schaut aus, aber auch zufrieden.“

„Wo ist Thomas?“, wollte Amrei wissen.

„Der ist kurz mit dem Papa runter, um Holzschindeln für Ehnis Maisäß zu kaufen. Die müssen ausgetauscht werden.“

In diesem Moment rollte Thomas' Wagen in die Einfahrt. Amrei sah auf und ihr Herz fing nochmals an zu galoppieren. Ihr Mann saß am Steuer. Als er sie entdeckte, spielte ein leichtes Lächeln um seine Mundwinkel. Er

und ihr Vater stiegen aus. Minna und Laurin rannten zum Auto. „Mama ist wieder da!“, riefen sie freudig.

„Na, Ausreißerin, kennst Dich jetzt aus im Montafon?“, wollte ihr Vater wissen.

„Ja, jetzt kann ich endlich mitreden“, antwortete Amrei und lächelte ihn an.

„Gut, dass Du wieder da bist“, sagte er und es klang ehrlich.

Thomas kam auf sie zu, stoppte einen Schritt vor ihr und sah ihr in die Augen. Ihr Vater wandte sich ab und ging ins Haus. Thomas und Amrei standen sich gegenüber und keiner wusste so recht, was er jetzt sagen sollte.

„Da bin ich“, sagte Amrei unbeholfen.

„Seh ich“, antwortete Thomas und lächelte. Er ließ sie nicht aus den Augen.

„Ich ... bin froh. Ich meine ...“ Amrei fehlten die Worte und sie blickte ein bisschen unsicher auf den Boden. Doch sie freute sich, Thomas zu sehen.

Für sie war es gerade ein bisschen so wie bei ihren ersten Treffen. Neu und unbekannt fühlte es sich an, Thomas so gegenüberzustehen und dennoch vertraut. Er machte einen Schritt nach vorne, Amrei blickte auf und ließ sich in seine Arme fallen. Minna und Laurin, die die Szene beobachtet hatten, kamen hinzu und hielten sich an den Beinen der beiden fest.

„Gehst Du wieder wandern?“, wollte Laurin wissen.

„Nächstes Mal mit Dir, damit Du zu Apfelkühle mit Zimt kommst“, sagte Amrei und kniff ihm in die Backe.

„Mir hast versprochen, den Muntafuner Gaglaweg zu gehen und heißen Kakao mit Sahne zu trinken!“, rief Minna laut.

„Und was machst Du mit mir?“, fragte Thomas.

„Da muss ich mir wohl noch etwas einfallen lassen“, antwortete Amrei.

„Aber bitte was ganz besonders Schönes“, sagte er und zwinkerte ihr zu.

59. Das Alpenmosaik

Der Wecker klingelte. Amrei blinzelte und sah sich um. Es brauchte ein paar Augenblicke, bis sie realisierte, in ihrem eigenen Bett aufgewacht zu sein. Draußen dämmerte es. Heute hätte sie gerne noch länger geschlafen. Sie setzte sich an die Bettkante. Thomas war ebenfalls aufgewacht und streichelte ihren Rücken. Sie drehte sich zu ihm um und sah ihn liebevoll an. Es war alles noch ungewohnt für sie: wieder in ihrem Schlafzimmer aufzuwachen, Thomas neben ihr, der Wecker, der den Tag einläutete, und nicht mehr der Sonnenaufgang. Die vielen Eindrücke fluteten sie, obwohl es genau der gleiche Alltag war, den sie davor tagesin, tagaus gelebt hatte. Amrei meinte, vieles davon das erste

Mal wahrzunehmen. Ganz unverfälscht und pur. Die Dusche gestern Abend hatte sich herrlich angefühlt. Sie war auf dem Bett von Laurin eingeschlafen, als sie ihm und Minna noch von den vielen Begegnungen, Marmeladen und Gämsen auf ihrer Wanderung erzählt hatte. Thomas hatte sie sanft aufgeweckt und ins Schlafzimmer geholt. Sie würde ein paar Tage brauchen, bis sie wieder ganz angekommen war. Als alle aus dem Haus waren, kochte sie sich einen Tee und setzte sich auf Ehnis Bank vor dem Haus, auf der er oft die Morgensonne genossen hatte. Es war ganz still. Amrei schloss für einen Moment die Augen und atmete die frische, würzige Luft. Sie fühlte die Ruhe und dachte an Ehnis Worte. „In Deinem Leben wirst Du abertausende Momente erleben. Egal, ob Du sie bewusst wahrnimmst oder an ihnen vorbeiwanderst, sie geschehen einfach.“ Sie schaute auf den Gartenzaun und das erste Mal fiel ihr ein kleiner, schön geschichteter Steinhaufen auf, so bunt wie die Ill. Sie ging hinüber, nahm einen Stein und drehte ihn. Ihn zierte eine Nummer. Ein Haufen voller Momente. Amrei war gerührt. Sie ging ins Haus und holte ihre gesammelten Steine. Sie nahm Ehnis Geschenk und platzierte es oben auf seinen Steinhaufen. So hatte sie das Gefühl, dass sein Bild, sein eigener Setzkasten der Erinnerungen wieder vollständig war. Sie schluckte. Er hatte ihr einen Puzzlestein gegeben, weil er hoffte, dass sie das große Ganze dahinter entdecken würde. Amrei nahm einen Stein nach dem anderen und legte ihn neben Ehnis Haufen zu einem Kreis. Irgendwann würden ihre gesammelten Momente vielleicht auch mal einen so großen Berg ergeben. „Ja, Ehnis“, flüsterte Amrei, „das Leben besteht aus Momenten. Jeder gehört dazu, egal ob schön oder herausfordernd. Erst in Summe sind sie ein Ganzes. Ein Mosaik, so bunt und abenteuerlich wie das Montafon selbst. Unseres ist auf jeden Fall ein Alpenmosaik.“





Lust auf ein ganz persönliches Montafon-Abenteuer?

*Hier ist die gute Nachricht:
Das Alpenmosaik Montafon
ist echt, pur und einzigartig!
Und Du kannst es auf den
vielen Themenwegen, Tal-
und Gebirgsrunden wirklich
erleben. Dabei tauchst Du in
ein geologisch und kulturell
spannendes Gebiet ein.*

Vor Jahrmillionen ist hier auf kleinster Fläche die größte geologische Mannigfaltigkeit der Alpen mit einer bunten Vielfalt an Gesteinen entstanden. Die vier Erlebnisräume – das lebendige Tal, das stille Verwall, die abenteuerliche Silvretta und der reiche Rätikon – sind alle eine eigene Welt, in denen Du viele Besonderheiten entdecken kannst. Die unterschiedlichen Landschaftsbilder, die Wanderwege und die Geschichten der Region Montafon sind einzelne Mosaikstücke, die ein großes Ganzes ergeben und die ganze Vielfalt des Montafon vereinen.

alpenmosaik-montafon.at

Ingrid Yasha Rösner

Die Autorin und Journalistin **Ingrid Yasha Rösner** lebt und arbeitet im Allgäu und kennt und mag das Montafon seit Kindertagen. Sie schreibt u.a. Geschichten und Reportagen und entwickelt Produkte für kreative Kommunikation. Die Idee für den Roman *Amrei* entstand zusammen mit dem Team von **Montafon Tourismus**. Besonderen Dank gilt dem Einheimischen **Hermann Wachter**, der mit seiner Innenperspektive auf die Region wertvolle Informationen für die Geschichte lieferte.

Das Werk ist in allen Teilen urheberrechtlich geschützt. Es handelt sich um eine fiktive Geschichte mit realem Montafonbezug, jedoch sind Ähnlichkeiten mit Personen und Namen rein zufällig. Alle Dialektwörter stützen sich auf folgendes Standardwerk:

DÖNZ, MANFRED (2014): MUNTAFUNER WÄRTER, SPRÖCH UND SPRÖCHLI (MONTAFONER SCHRIFTENREIHE 4), 3. AUFL., SCHRUNS: HEIMATSCHUTZVEREIN MONTAFON.

Impressum

Herausgeber: Montafon Tourismus GmbH

Autorin: Ingrid Yasha Rösner

Lektorat: Romy Schneider

Gestaltung/Satz/

Illustration: Chien-Jen Wang,

Montafon Tourismus GmbH

Schrift: FreightSans/FreightDisplay

Umschlag: 350g Jeanslabel, grau

Kern: 70g Holmen TRND

Druck: Thurnher Druckerei, Rankweil

1. Auflage Mai, 2023

Printed in Austria



Klimaneutral

Druckprodukt

ClimatePartner.com/11280-2304-1004

Amrei führt ein bis dato normales Leben mit ihrer kleinen Familie im Montafon. So weit normal auf das 560 Quadratkilometer große Tal in Österreich überhaupt zutrifft. Es gehört vor allem imposanten Bergriesen, sattgrünen Wiesentälern und dem Wasser. Die Natur bestimmt das Leben. Ein kleiner Kosmos, in dem eigene Gesetzmäßigkeiten abseits der äußeren Welt gelten und den Rhythmus der Menschen im Tal prägen.

Nach dem Tod ihres Großvaters, der ein wichtiger Kompass in ihrem Leben war, begibt sich Amrei allen Erwartungen ihrer Eltern und ihres Mannes zum Trotz, auf eine Wanderung durch ihre Heimat – nicht ahnend, dass diese Reise ihre Sichtweise auf das Leben grundlegend verändern wird. Die Natur wird ihre Mentorin und gleichzeitig ihre größte Herausforderin und zwingt sie unterhalb des Piz Buins fast zum Aufgeben.

Diese Geschichte öffnet die Tür in die faszinierende Naturvielfalt des Montafon, für seine Menschen und ihre Eigenheiten. Sie erzählt von einer Generation, die an der Schwelle zu einer neuen Zeit steht und die überlieferten Konventionen und Traditionen für das eigene Leben prüft.



